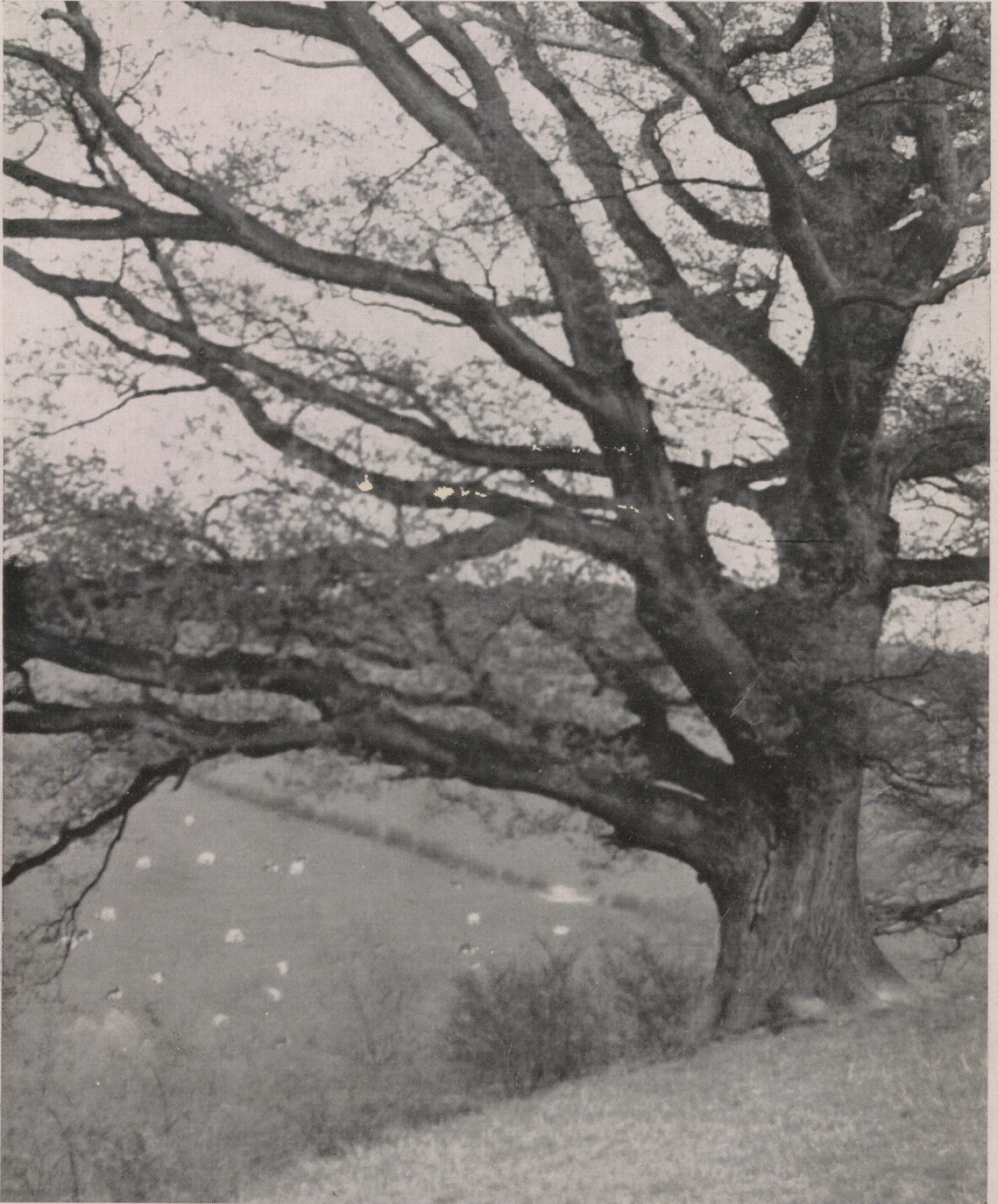


SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / FEBRUAR 1956

1



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1956

7. Jahrgang

Erstes Heft – Januar / Februar

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher*innen an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild: Im Eichenbain bei Riedenberg
Aufnahme: Feucht*

INHALT

Erlebter Heimatschutz: Dem Siebziger

Hans Schwenkel zum Gruß

Von Otto Feucht 1

Von altschwäbischen Ofenwandplättchen
und ihrer Herkunft

Von Max Lohß 4

Was wird aus unseren Heiden?

Von Otto Feucht 13

Der eiszeitliche Stausee von Ravensburg
und die Entstehung von Bodensee, Argen
und Schussen

Von Edwin Grünvogel 17

Dorf ohne Wegzeiger. Erinnerungsblatt an
die Gemeinde Gruorn

Von Angelika Bischoff-Luitblen 22

Die Stille wächst ...

Gedicht von Paul Häcker 23

„Schwäbisches“ um W. A. Mozart

Von Hermann Mall 24

Maria Andreä, die Stuttgarter Hof-
apothekerin

Von Louise Schlenker 27

Der Kampf um die Wutachschlucht

Von Hans Schwenkel 29

Gibt es eine Wiedergutmachung von Land-
schaftssünden durch Steinbrüche?

Von Hans Schwenkel 31

Um das Hörnle

Von Alfred Neuschler 32

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 33

SCHWÄBISCHE HEIMAT

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE VON LANDSCHAFT, VOLKSTUM, KULTUR

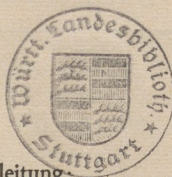
Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller

7. Jahrgang 1956

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE



Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE

für Geschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

T
1956
v. f. v. IV Hdl.

INHALT

GEDICHTE

<i>Sofie Abel-Rau, Weihnacht der Kreatur</i>	248
<i>Karl Hans Bühner, Berggefühl</i>	47
<i>Paul Häcker, Die Stille wächst</i>	23
<i>Eduard Krüger, Erschreckliche Schandtaten</i> ...	
<i>Dr. Johanni Fausti</i>	173
<i>Eduard Krüger, Vom hällischen Staatsfeind</i>	174
<i>Wendelin Überzwerch, Em November</i>	247
<i>Werner Walz, Der letzte Graf von Montfort sieht sterbend den See</i>	64
<i>Abschied vom Julianischen Kalender</i>	74

ERZÄHLENDES

<i>Karl Götz, Auch in Ohio sind sie für die Kunst</i> ..	206
<i>Wilhelm Koblhaas, Nie gedrucktes Heimatbuch</i> ...	185
<i>Clara Mayer-Bruckmann, Der Student von Ulm</i> ..	41
<i>Georg Schwarz, Der schwäbische Engel</i>	248

GESCHICHTE

<i>Franz Bühler, Schellings Beziehungen zu Schiller und Goethe</i>	241
<i>Otto Conrad, Altes und Neues von Lomersheim</i> ..	202
<i>Hansmartin Decker-Hauff, Die Anfänge des Jakobimarkts in Hall</i>	93
<i>Hansmartin Decker-Hauff, Die Haller Kirchweihurkunde von 1156</i>	81
<i>Theodor Hartmann, Die alte Reichsstadt (Schwäb. Hall) in der Gegenwart</i>	147
<i>Wilhelm Hommel, Der angebliche Gütertausch zwischen Koblburg und Hall zum Kirchenbau St. Michael 1156</i>	99
<i>Wilhelm Krauß, Summa humanitas</i>	114
<i>Hermann Mall, „Schwäbisches“ um W. A. Mozart</i> ..	24
<i>Werner Matti, Der Haller Salzhandel im 17. und 18. Jahrhundert</i>	123
<i>Anton Pfeffer, Zur Musikkultur des einstigen Zisterzienserstifts Schöntal</i>	69
<i>Louise Schlenker, Maria Andreä, die Stuttgarter Hofapothekerin</i>	27
<i>Lore Sporhan-Krempel, Das älteste Papierwerk im Allgäu</i>	235
<i>Armin Wankmüller, Nocheinmal Maria Andreä</i> ...	75

<i>Walter Weber, Prinzessin von Monaco, die Burgfrau vom Lichtenstein</i>	73
<i>Gerhard Wunder, Einige Zahlen zur Geschichte der Reichsstadt Hall</i>	170
<i>Gerhard Wunder, Schrifttum über Schwäb. Hall</i> ..	172

KUNSTGESCHICHTE

<i>Fritz Faiss, Ein Brief aus Übersee</i>	249
<i>Elisabeth Grünwald, Leonhard Kern – Bildhauer zu Schwäb. Hall</i>	140
<i>Adolf Herrmann, Elchinger Barock</i>	193
<i>Wilhelm Hommel, Monasterium und Atrium von St. Michael in Schwäb. Hall</i>	90
<i>Hans Andreas Klaiber, Die Entstehung der Fassade des Neuen Schlosses</i>	48
<i>Eduard Krüger, Die Kaiserempore im Michaelsmünster zu Schwäb. Hall</i>	83
<i>Eduard Krüger, Großartigstes und Heimeliges aus Schwäb. Hall</i>	107
<i>Elisabeth Nau, Haller Münzen und Medaillen</i>	144
<i>Herbert Paulus, Ein vorromanischer Stein zu Wannweil</i>	231
<i>Gerhard Storz, Freilichtspiele Schwäb. Hall</i>	139

VOLKSKUNDE

<i>Hans Binder, Der Hungerbrunnen</i>	53
<i>August Lämmle, Der Bauer und sein Land</i>	228
<i>Max Lohß, Von altschwäbischen Ofenplättchen</i> ...	4
<i>C. Lotze-Löffler, Das Weberstädtchen Laichingen schuf ein Heimatmuseum</i>	72
<i>Dieter Narr, Volkskundliches zum Brunnenzug und Kuchenfest der Haller Sieder</i>	131
<i>Anton Pfeffer, Der dörfliche Hausbaum</i>	209
<i>E. Rheinwald, Legendenbildungen in und um Calw</i> ..	244
<i>Wegweiser für die heimatliche Volkskunde</i>	210

NATUR UND LANDSCHAFT

<i>Angelika Bischoff-Luithlen, Dorf ohne Wegzeiger</i> ..	22
<i>Otto Borst, Musik und Landschaft</i>	66

<i>Gerhard Dittrich</i> , Wasserschwinden in der südlichen Alb und ihrem Vorlande	58
<i>Otto Feucht</i> , Stuttgarts Wundergarten	187
<i>Otto Feucht</i> , Was wird aus unseren Heiden?	13
<i>Georg Gronbach</i> , Das schwäbisch-hällische Schwein, einst und jetzt	167
<i>Edwin Grünvogel</i> , Der eiszeitliche Stausee von Ravensburg und die Entstehung von Bodensee, Argen und Schussen	17
<i>Richard Lohrmann</i> , Tore von der Alb ins Oberland	50
<i>Karl Schumm</i> , Das hällische Land und der hällische Bauer	163
<i>Hans Schwenkel</i> , Rückhaltebecken	212
<i>Georg Wagner</i> , Hall – Landschaft und Siedlung ..	157

HEIMATSCHUTZ

<i>Alfred Neuschler</i> , Um das Hörnle	32
<i>Hans Schwenkel</i> , Anlände am Neckarkanal zu Füßen des Schiller-Nationalmuseums	71
<i>Hans Schwenkel</i> , Der Kampf um die Wutachschlucht	29
<i>Hans Schwenkel</i> , Gibt es eine Wiedergutmachung von Landschaftssünden durch Steinbrüche?	31
<i>Hans Schwenkel</i> , Liegt die „Wahrung der Landeskultur im Wald- und Forstwesen“ im Sinn des Natur- und Heimatschutzes?	70
<i>Hans Schwenkel</i> , Vom Ulmensterben	69
Elektrische Leitungen im Straßenbild	60
Jahreshauptversammlung in Schwäb. Hall	213
Um die Erhaltung des Dettinger Hörnle	257
Pfingsttage in Ochsenhausen	222
Planen und Bauen am Bodensee	218
Rottweiler Tage	258
Schutz dem Schutzwürdigen	212
Die wachsende Gemeinde – Planung und Verwirklichung	177

GEDENKTAGE

<i>Hermann Engelbard</i> , Ludwig Finckh zum 80. Geburtstag	65
<i>Otto Feucht</i> , Erlebter Heimatschutz: Dem Siebziger Hans Schwenkel zum Gruß	1
<i>Hans Schwenkel</i> , Karl Asal tritt in den Ruhestand ..	73
<i>Hans Schwenkel</i> , August Lämmle 80 Jahre alt	225
<i>Hans Schwenkel</i> , Peter Goeßler zum Gedenken ..	61
Prof. Felix Schuster	181

BESPROCHENE BÜCHER

<i>Abel-Rau</i> , Aus Leben und Schicksal	255
<i>Abel-Rau</i> , Der Weg ist frei	255
<i>Berliner</i> , Die Weihnachtskrippe	251
<i>Bischoff</i> , Der römische Waldbrunnen	255
<i>Bruder-Krauß</i> , Schillers Werbung um Lotte	77
<i>Ehrhart</i> , Das sterbende Moor	255
<i>Ehrhart</i> , Mein Bergbuch	255
<i>Ehrhart</i> , Troll der Glücksfischer	255
<i>Ernst</i> , 6000 Jahre Bauerntum im oberen Gäu ..	77. 256
<i>Gaiser</i> , Das Schiff im Berg	75
<i>Geißler</i> , Blühen und Reifen	256
<i>Genzmer</i> , Hohenzollern	76
<i>Gohl-Vaihinger</i> , Die andere Stimme	255
<i>Goldschmit-Jentner und Heuschel</i> , Heimat Baden-Württemberg	76
<i>Hudjetz-Loeber</i> , Heimatbuch Neu-Pasua	254
<i>Kasper</i> , Das Schussenrieder Chorgestühl	77
<i>Kasper</i> , Der Schussenrieder Bibliothekssaal	77
<i>Krüger</i> , Das hällische Rathausbüchlein	172
<i>Krüger</i> , Schwäbisch Hall	172
<i>Müller-Gögler</i> , Gedichte (Neue Folge)	255
<i>Paulus</i> , Geliebte Heimat	255
<i>Sayn-Wittgenstein</i> , Fürstenhäuser und Herrensitze ..	252
<i>Scherzer</i> , Franken	78
<i>Schlauch</i> , Hohenlohe	253
<i>Schloz</i> , Ernte einer Gezeit	256
<i>Schloz</i> , Wenn e an Di denk, Muetter	256
<i>Setz</i> , Dodeldum	255
<i>Supper</i> , Schwarzwaldgeschichten	255
<i>Swiridoff</i> , Schwäbisch Hall	172
<i>Thorn</i> , Genius in Fesseln	255
<i>Wais</i> , Stuttgart im 19. Jahrhundert	77
<i>Weitnauer</i> , Heimatkultur gestern und heute	78
<i>Wildermuth</i> , Schwäbische Pfarrhäuser	255
<i>Wunder</i> , Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600	253
<i>Der Landkreis Crailsheim</i>	78
<i>Kalender</i>	256
<i>Kosmos-Almanach</i>	256

Erlebter Heimatschutz

Dem Siebziger Hans Schwenkel zum Gruß!

Von Otto Feucht

Im Heft 1/1954 unserer Zeitschrift habe ich von den Anfängen des Natur- und Heimatschutzes in Württemberg berichtet und von unserer erfreulichen Zusammenarbeit im Oberamt Calw erzählt. Sechs Jahre später, 1919, war ich in den Schwarzwald zurückgekehrt, um das aus Gemeindewaldungen neugebildete staatliche Forstamt Teinach zu übernehmen. Peter Gößler hatte das Landesamt für Denkmalpflege umgebildet und als Leiter der besonderen Abteilung Naturschutz wurde 1922 Hans Schwenkel berufen, der sich nach Kräften bemühte, die Verbindung mit den freiwilligen Mitarbeitern im ganzen Lande aufzunehmen und seine Stelle arbeitsfähig zu machen.

Nun war im Spätjahr 1924 im Lokalblatt von einer wichtigen Planung im Tal der Kleinen Enz zu lesen, die nicht allein die dortigen Grundbesitzer an Wiesen oder Wald berührte, sondern auch die angrenzenden Gemeinden mit ihrem Walde und damit auch die Forstämter. Ob es sich um eine Wasserbau- oder eine Wegbausache handelte, das weiß ich heute nicht mehr. Wohl aber weiß ich, daß alle Bemühungen sowohl von meiner Seite als von Ernst Rheinwald, dem Vertreter des Bundes für Heimatschutz, vom Oberamt Näheres zu erfahren, vergeblich waren, weil das Oberamt selbst von der in Stuttgart eingeleiteten Planung noch gar nichts wußte, obwohl schon die Tagfahrt angesetzt war, an der alle Betroffenen sich beteiligen sollten. So kam denn Schwenkel von Stuttgart her zu mir, aber auch er hatte noch keinen Einblick erhalten können. Wir zottelten am festgesetzten Morgen in dem primitiven Einspanner, der mir zu Dienstfahrten zur Verfügung stand, bergauf durch die Waldungen von Zavelstein, Röttenbach und Würzbach, und wieder abwärts durch den Eisengrund ins Tal, wo wir nach zwei Stunden den Treffpunkt rechtzeitig erreichten. Dort trafen wir meine Nachbarkol-

legen, deren einer schon eine mehrstündige Bergwanderung von Wildbad her hinter sich hatte, und trafen die Grundeigentümer, aber niemand vom Oberamt, das doch die Verhandlung zu führen hatte. Wir warteten eine Stunde über die Zeit, noch eine halbe und noch länger, aber niemand zeigte sich. Endlich hörten wir aus der Ferne Rufe vom Berg herab, die wir erwiderten und schließlich traten die Erwarteten, sichtlich erschöpft, aus dem Wald heraus auf den Wiesengrund.

Sie hatten sich trotz „ortskundigem“ Fahrer und genauer Karte so gründlich oben im Walde verfahren, daß sie keinen Ausweg sahen, als den steilen Berghang durch die ungepflügten, durch Sturm- und Schneebruchholz des letzten Jahres nahezu undurchdringlichen Bauernwälder den Weg ins Tal zu suchen. So hatten sie, ohne es zu ahnen, genau den Weg – nur in umgekehrter Richtung – gemacht, auf dem – „nur Gaißen klettern dort“ – beim Überfall in Wildbad 1367 Graf Eberhard von dem Hirten nach Überschreiten des Meistern in Sicherheit gebracht worden war, zur Burg Zavelstein. Über die Irrfahrt wunderte sich übrigens keiner von uns, der die Gegend kannte. Denn erstens hatten die „geheimen Pfade, die noch kein Mensch betrat“, sich seit den Zeiten des Grafen Eberhard nicht merklich verändert, und zweitens wußten wir ja, daß in naher Entfernung auf der Höhe der Wald „Schorch“ lag, in dem das „Schorchagnesle“ die Leute irreführte (Näheres ist ja aus den Schwarzwald erzählungen der Auguste Supper uns Schwaben bekannt; vgl. die Erzählung „Strafversetzt“ im Bande „Leut“). Daß dieses im Hinblick auf den hohen Besuch diesmal seine Grenzen überschritten hatte bis zur „Ebensalterebene“, das war ja nicht verwunderlich. Um die Namen „Ebensalterebene“ und „Ebensalterberg“, wie sie auf den alten Flurkarten standen, zu

deuten, muß man wissen, daß in der Gegend „Ebene“ oder „Kopf“ die Höhe eines Berges, einer Berghalde, bedeutet, „Berg“ aber nur den Steilhang.

Der Ebensalterberg ist also der Steilhang der Eberhalde, das heißt der Eberhardshalde, deren Namen bei der ersten Katasteraufnahme infolge der Sprachunkenntnis des Geometers verderbt worden war, wie in sehr vielen Fällen im ganzen Lande. Der Name, der offensichtlich im Volk immer lebendig geblieben war, dürfte aber beweisen, daß der von Uhland geschilderte Überfall im Wildbad „tatsächlich im heutigen Wildbad sich ereignet hat“, und nicht, wie eine örtliche Auffassung eine Zeitlang annahm, im „Wildbad an der Deinach“, also im heutigen Teinach.

Allein solche Überlegungen stellten wir jetzt nicht an, wir warteten auf den Beginn der Verhandlung. Und der kam auch: „Nun wollen wir mal gleich in medias res gehen!“ sprach der Stellvertreter des Oberamtmanns, der selbst nicht mitgekommen war, mit forscher Stimme. Aber der Gute hatte nicht bedacht, daß die Bauern das ja gar nicht verstehen konnten. Mißtrauisch blickten sie, was man ihnen denn jetzt wieder zumute und *wohin* sie denn jetzt noch gehen sollten, enttäuscht sahen sie die Hoffnung schwinden, sich erst unter dem Dach des nahen Enzhofes für die Redeschlacht stärken zu können. Wir anderen aber waren der Meinung, wir stünden ja schon seit Stunden mitten drin, mediis in rebus, und warteten auf das nächste Wort. Das kam denn auch: möglichst schnell sollten wir auf das Rathaus in Würzburg gehen, wo das Protokoll aufgenommen werden sollte. Ja, warum waren wir dann nicht gleich von Anfang an dorthin bestellt worden? Jetzt bedeutete das einen Fußmarsch bergauf von fünf Kilometern, also mehr als eine sehr starke Stunde!

Wir verlangten, hier an Ort und Stelle endlich aufgeklärt zu werden und Einblick in die Pläne zu erhalten. Aber dieses Verlangen konnte gar nicht erfüllt werden, weil – ja weil die Unterlagen gar nicht zur Hand waren. Es zeigte sich, daß sie erst knapp vor der Abfahrt beim Oberamt eingetroffen waren, so daß keine Zeit blieb, sie mehr als ganz flüchtig durchzusehen. Sie wurden im Wagen mitgenommen, waren aber in diesem in Sicherheit liegen geblieben, als der Abstieg durch den Urwald begann, und rollten jetzt nach Würzburg, das der „ortskundige“ Fahrer ja wohl hoffentlich erreicht haben würde.

Und diese Rechnung wenigstens erwies sich als richtig. Nachdem wir die Lage unten uns genau angesehen hatten, um sie oben möglichst gut im Kopfe zu haben, und während etliche verärgert sofort den Heimweg antraten, zottelten Schwenkel und ich im Wägelchen

bergauf, wohin wir ja ohnehin mußten. Daß die Versammlung im Rathaus stattfand und nicht, wie sonst wohl üblich, in einem Gasthaus, das hatte seinen Grund nicht nur in der Absicht, ihr eine höhere Weihe zu sichern, sondern auch darin, daß es damals in Würzburg zwar sehr stattliche Höfe gab und das größte Pfarrhaus weit und breit, neben der sehr bescheidenen Kirche, aber keinerlei Gastwirtschaft, die den Anforderungen genügt hätte, denn noch war das Dorf von der Flut der Verkehrsindustrie nicht überspült worden.

Schwenkel und ich hatten uns Zeit gelassen. Als wir kamen, fanden wir den Saal schon halb leer, die meisten hatten sich auf den Weg gemacht, nachdem sie ihren Einspruch schriftlich zu Protokoll gegeben hatten, und wir brauchten uns nur diesen anzuschließen und konnten die Fahrt fortsetzen. Denn die Angelegenheit war jetzt „auf eine höhere Ebene verlagert“, was man damals freilich noch nicht so schön ausdrückte, sie mußte von der Ministerialabteilung in Stuttgart weiterbehandelt werden, und dort konnte ja wohl Schwenkel in den nächsten Tagen hoffentlich zu Wort kommen. Er hatte nun selbst gesehen, wie „bei uns auf dem Lande“ der Hase lief, oder vielmehr nicht lief, und wußte, wo er einzuhaken hatte. Dies tat er auch mit allem Nachdruck, wobei ich ihn noch durch einen Notruf im Schwäbischen Merkur („Zur Handhabung des Landschaftsschutzes“) unterstützen konnte, und schon nach wenigen Monaten (oder sollten es mehr gewesen sein?) kam eine grundsätzliche Regelung, durch die wir amtlichen oder ehrenamtlichen Vertreter der Denkmalpflege und des Naturschutzes nicht mehr als Privatpersonen galten, die ihre höchst persönlichen Interessen verfochten, sondern als amtliche Anwälte der Natur, der Allgemeinheit galten, denen rechtzeitig Einblick in die Akten gewährt werden konnte. Nun wurde auch von der Möglichkeit, zur Beschleunigung Mehrfertigungen von Plänen und Akten herzustellen, mehr Gebrauch gemacht, als es bis dahin im sparsamen Württemberg geschehen war.

Auf den nächsten Schritt allerdings mußten wir noch lange warten: erst das Reichsnaturschutzgesetz von 1935 brachte die längst erstrebte *gesetzliche Verpflichtung*, uns beizuziehen. „Alle Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden sind verpflichtet, vor Genehmigung von Maßnahmen oder Planungen, die zu wesentlichen Veränderungen der freien Landschaft führen können, die zuständigen Naturschutzbehörden rechtzeitig zu beteiligen“. So lautet § 20, auf dessen Geltung auch nach 1945 mehrmals hingewiesen worden ist, der aber auch heute noch immer wieder

„übersehen“ wird, selbst von solchen Behörden, von denen man die Einhaltung der Gesetze am meisten erwarten sollte. Und es gibt immer wieder den einen oder anderen Aufbaugewaltigen, der im unbändigen Drang nach Neuem und noch Neuerem die Zeit nicht mehr findet, an „veraltete“, „den Fortschritt hemmende“ Gesetze zu denken, der vielleicht schon deshalb gar nicht daran denken kann, weil sein Mitarbeiterstab sich so ausgeweitet hat und so unübersichtlich geworden ist, daß „lange Leitungen“ ganz unvermeidlich geworden sind, und *rechtzeitige* Beteiligung oft kaum mehr möglich ist. Die große Mehrzahl aller in Frage kommenden Dienststellen aber, das darf heute mit Befriedigung festgestellt werden, hat dank der unermüdlichen Aufklärung Schwenkels heute sehr gut begriffen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt und ihnen viel Zeit und Ärger erspart, wenn sie von Anfang an mit dem Naturschutz und dessen Beauftragtem zusammenarbeiten, um gemeinsam die jeweils beste Lösung zu finden, statt diktatorisch „vollendete Tatsachen“ zu schaffen, die sich hinterher alsbald als untragbar und abänderungsbedürftig erweisen. Noch eine zweite Sache brachte Schwenkel von Anfang an in Schwung, unterstützt durch Gößler: die Neuordnung der Beziehungen des staatlichen Amtes zu unserem „Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern“, wie er damals noch hieß. Dieser wurde nicht mehr als unerwünschte Konkurrenz angesehen, vielmehr als wertvoller Bundesgenosse, der als privater Verein manches ganz anders und nachdrücklicher anpacken konnte, als es für eine amtliche Stelle tunlich erschien. Dieses Zusammengehen zeigte sich schon 1924 auch darin, daß Schwenkel mich in beider Namen bat, als erste Nummer der neuen Schriftenreihe des Landesamts das Heft „Der Wald und Wir“ zu schreiben, das den Mitgliedern des Bundes an Stelle des üblichen Schwäbischen Heimatbuches überreicht wurde, dessen Druck damals zu teuer gekommen wäre. Als die Schrift schon im Jahr darauf neu aufgelegt, in Buchform gebracht und reicher bebildert werden sollte, kamen die führenden Männer des Volksbildungswerks und des mit ihm zusammenhängenden neuen Verlags Silberburg, Theodor Bäuerle, August Lämmle und Wolfgang Pfeiderer, zu mir nach Teinach zur Besprechung, und damit war der Grund gelegt zu meiner Mitarbeit an der Volksbildung nach meiner Versetzung nach Stuttgart 1926.

Die Mitglieder unseres Bundes haben Schwenkel aber noch von einer anderen Seite her kennengelernt als nur der literarischen. Wer einmal oder gar öfters, eine seiner Führungen miterlebt hat, sei es in der engeren Heimat oder in Graubünden oder gar im alten Stauferland fern im Süden, der weiß, was ich meine: sein umfassendes Wissen auf den verschiedensten Gebieten und sein Geschick, dies seinen Begleitern und Hörern zu vermitteln. Möge ihm noch manches Jahr die Kraft zu solchen Reisen vergönnt sein! Aber allwissend ist freilich auch er nicht, das weiß er wohl selbst am besten. Auch ihm kann, wie jedem von uns, einmal ein Gedächtnisfehler unterlaufen oder auch ein sachlicher Irrtum. Sich darüber zu ärgern, ist das gute Recht jeden Lesers. Wenn er dann im ersten Jäst einen groben Brief schreibt oder gar mit seinem Austritt droht, so nützt er damit nicht im geringsten, am allerwenigsten der Sache, die er doch mit seinem Schreiben zurechtrücken möchte. Mit ruhiger, sachlicher Einwendung und Aufklärung dagegen wird er ganz von selbst zum erwünschten Mitarbeiter und zum Förderer der Sache, die ihm, wie uns allen, gleichermaßen am Herzen liegt, im Dienst um die Heimat, um die unser Jubilar sich sehr viel mehr verdient gemacht hat, als viele wissen und der oder jener es wahrhaben möchte, dem er einmal, vielleicht ganz unbewußt, etwas stärker auf die Zehen getreten ist. – Selbstverständlich sind bei so heiß umstrittenen Fragen, mit denen wir es meistens zu tun haben, Meinungsverschiedenheiten oft gar nicht zu vermeiden. Es führt aber eher zum Ziele, am „runden Tisch“ erst die Gründe der anderen sich anzuhören und darüber nachzudenken, ehe man sich festlegt, als um jeden Preis in der Art verflossener Zeiten die eigene Auffassung durchzudrücken, die vielleicht allzu schnell gefaßt wurde, noch ehe alle Umstände bekannt waren. Freilich gehört zu solch demokratischer Einstellung der gute Wille *aller* Beteiligten. Und es wäre wohl allzu vermessen, dem Jubilar zu wünschen, daß er diesen Tag noch erleben werde. Darum wollen wir bescheidener sein und nur hoffen, in stetig wachsendem Einvernehmen noch manches Jahr mit ihm arbeiten zu dürfen. Wir, das heißt vor allem der Vorstand und die Mitglieder unseres Heimatbundes, in deren Namen ihm Dank zu sagen mir als einem der ältesten Mitarbeiter und Ehrenmitglied des Bundes hier erlaubt sein möge!

Von altschwäbischen Ofenwandplättchen und ihrer Herkunft

Von Max Lohß

Mit 6 Aufnahmen des Verfassers

Die Ausstellung „Sechs Jahrtausende Töpferkunst“, die von den Berliner Museen und der Preussischen Akademie im Sommer 1934 veranstaltet wurde, ermöglichte eine umfassende Überschau über die vielhundertjährige Entwicklung auf dem Gebiete des Fliesenschmuckes. Die staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde konnte damals schwäbische Ofenplättle¹ ausstellen, die in ihrer grobschlächtigen Bemalung und Beschriftung durch geradezu kindliche Unbeholfenheit auffallen. Die altschwäbischen Hafner konnten nicht wissen, daß sie am Ende einer langen Entwicklung standen, deren Ursprung in den Orient zurückführt. Schon um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. kannten die Ägypter Wandverkleidungen aus keramischen Fliesen; in noch weiter gehender Verwendung finden sich solche aber schon in der assyrischen, babylonischen und altpersischen Baukunst, insbesondere da, wo diese Völker auf den Ton als hauptsächliches Baumaterial angewiesen waren. Babylons Ischtartor und Prozessionsstraße, die in den Berliner Museen aus dem Schutt der Jahrtausende wieder zu strahlend farbigem Leben erstanden waren, sprachen eine eindringliche Sprache von der hohen schöpferischen Kultur dieses Volkes. Mit den Arabern und später mit den Kreuzzügen kamen die Fliesen dann wohl aus dem Osten über Spanien ins Abendland. Man findet schon damals allerhand Tiere und Grottesken, Jäger und Ritter dargestellt, so daß man glauben möchte, in mancher schwäbischen Ofenplattenwand noch einen Nachhall davon wahrnehmen zu können. Von den Spaniern erlernten die Italiener die Herstellung farbiger Fliesen. Für Deutschland kommen im Mittelalter daneben noch Burgund und Frankreich als Importländer in Betracht. Für den Oberrhein soll, vermutlich von Burgund ausgehend, über Schlettstadt die Glasur in Deutschland eingeführt worden sein. Die Technik der „Estrich-Gießerei“ taucht im 12. Jahrhundert im Elsaß auf und wird im 14. Jahrhundert in St. Urban in der Schweiz nachweisbar. Andererseits kam aber auch aus den Gräben der Marienburg, also weitab im Nordosten, kunstgewerbliche Keramik zum Vorschein, die für die späteren glasierten Kacheln auch als Vorbild angesehen wird. Die geschichtlichen Zusammenhänge sind

fortlaufend noch nicht ganz geklärt. Da zwischen Ofen- und Fliesenkeramik wohl ein gegenseitiges Geben und Nehmen bestand, ist füglich auch die hochentwickelte Ofenkachelkunst in der Schweiz (Mitte des 16. Jahrhunderts) und die Hafnerkeramik in den Alpenländern (Salzburg u. a.) von Bedeutung. Ebenso ist verbürgt, daß die Nischenkachel in Österreich, die Tafelkachel in Nürnberg zur Renaissancezeit ihre glücklichste Ausbildung erreicht hat.

Besonders wichtige Vorbilder für die Ofenfliesenkunst sieht man in den um 1630 aufgekommenen Fayencefliesen von Delft, mit ihnen wurden Küchen, Dielen und Kamine ausgelegt. Deutsche Fayencefabriken übernahmen die Herstellung solcher Fliesen; doch wurden die holländischen Muster in kobaltblau in der niederrheinischen Töpferkunst bald durch farbige Lehmglasurbilder in Malhörnchentechnik verdrängt. Die Motive blieben die gleichen wie in der volkstümlichen Hafnerkeramik. In ihren Ziermustern besteht zwischen der niederrheinischen, hessischen, thüringischen, württembergischen und schweizerischen Ofenhafnerei des 18. und 19. Jahrhunderts eine auffallende Ähnlichkeit, die sich wohl durch die im Töpferhandwerk stets recht lebhaftes Gesellenwandern erklären läßt. Es handelt sich in unseren Ofenwandplättchen also um *handwerkliche Bauernkunst*². Diese Ofenwandtafeln aus gebranntem Ton heißen im Schwäbischen „Ofenplättle“; sie sind ungefähr quadratisch, von beiläufig 20 cm Seitenlänge und rund 1 cm dick. An einer Ofenwand sind zuweilen weit über 150 Plättchen angebracht (s. Abb. 1). Bereits unter der Regierung des Herzogs Karl Eugen von Württemberg mußten zum Schutze gegen Brandgefahr hinter den Ofen feuerfeste Wände angebracht werden. Um einen zugebilligten, feuersicheren Wandschutz zu beschaffen, stellte sich die wackere Hafnerzunft im Vorgebiete des nordöstlichen Schwarzwalds anpassungsfähig auf eine Spezialität ein: Herstellung von Ofenplättchen, „feuerwand blättlen“, die „künstlich ausgestaffiert“ mit Bildern und Sprüchen wohl dazu angeeignet waren, neben ihrem ursprünglichen Zweck über viele Jahrzehnte und Geschlechter hinweg Freude zu machen. Die in die Stuben hineinredende Spruchweisheit ist der ländlich-volkstümlichen Auffassung ge-



1. Ofen mit Ofenplättleswand in Würzbach

mäß: bieder und hausbacken, frech und fromm, spitzig und witzig, mit Vorliebe gereimt (zumeist Reimpaare), und mit entsprechendem, meist heute noch ergötzlichem Bilderschmuck versehen. Dieser hat, je nach dem Hersteller, sein besonderes Gepräge. Auch unabhängig von Sinnspruch und Reim sind Blumen und Tiere, Scherz- und Fabelbilder, allerhand kühne Reiter dargestellt, naturgemäß auch Szenen aus dem landwirtschaftlichen Bereich, wie pflügende Bauern und besonders gerne bespannte Wagen mit bis zu vier Pferdepaaen. Die Zusammenstellung der Farben wechselt. Am Ditzinger Ofen haben die Plättchen in der Grundtönung dunkelbraune Glasur, auf der sich hellere Töne abheben, hellbraun und grün; weißgrau als Hauptfarbe für Malerei und Schrift.

Umgekehrt ist es an den Ofenplättchen in Würzbach, Heimsheim und Zwerenberg, wo die Bebilderung und die Schrift dunkel auf hellem Hintergrund aufgetragen sind.

In seiner verdienstvollen Sammlung „Schwäbische Spruchkunst“ hat Wilh. Mönch³ den Ofensprüchen ein Sonderkapitel gewidmet, in dem er rund 400 davon anbietet; leider wählt er „der Einfachheit halber“ meist die heutige Rechtschreibung, während doch die originelle Schreibweise der altschwäbischen Häfner gerade besonders reizvoll ist. Die 38 schwäbischen Orte, in denen die Ofentafelwände einst aufgenommen wurden, liegen in den früheren Oberämtern Leonberg, Böblingen, Herrenberg, Calw, Nagold und Neuenbürg. Seitdem sind leider wohl viele dieser



2. Ofenplättchen aus Ditzingen



3. Ofenplättchen aus Heimsheim



4. Ofenplättchen aus Zwerenberg

Schmuckwände verschwanden, von fliegenden Händlern entführt oder dem Krieg (wie etwa in Heimsheim) oder dem Raub der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen. Eine reichhaltige Sammlung von mehreren hundert Plättchen aus Privatbesitz konnte im letzten

Augenblick „unitis viribus“ vor der Ausfuhr noch für das Landesmuseum gerettet werden. Auf eigenen Erkundungsfahrten⁴ fand sich im Jahre 1929 in Heimsheim im Hause K. in einem zur Rumpelkammer degradierten Nebengelaß eine Teilwand von 3×10 Ofenplättchen; eines davon mit der Aufschrift: „Adam Kappler, bürger und schmit dahier in heimbißen geschehen und gemacht im Jahre 1742“; in Merklingen eine Teilwand mit 8×7 Plättchen vom Jahre 1746 und vom Jahre 1753. Diese sind vor andern hervorgehoben, weil sie wohl zu den ältesten Plättchen gehören. Zum Glück haben sich unsere Hafnermeister (mit den Namen der Besteller) selbst verewigt auf einem Plättchen ihrer Ofentafelwände und haben damit die wichtigsten Urkunden zu ihrer urwüchsigen „Heimatkunst“ selbst angelegt. Nach G. E. Pazaurek⁵ vermutet auch Mönch (a. a. O.) ihren Ausgangsort in Weilderstadt (Hafnerfamilie Schöninger). Im nahen Simmozheim wirkte die um 1700 von Colmar eingewanderte Hafnerfamilie Dompert, die mit fünf Vertretern in drei Generationen zahllose Ofenplättchen (bis zum Jahre 1880) angefertigt hat, hauptsächlich für den Calwer Wald, so auch für den Würzbacher Ofen. In Holzgerlingen waren tätig die Joh. Kasp. Schmid, Vater und Sohn, und Konrad Kipfer; in Neubulach arbeitete Hafner Schwarz und die Familien Röder und Reuter, in Wildberg Josef Brehm. Zu diesen gesellt sich wohl als einer der besten Meister vom Fach Joh. Wiedmann in Heimsheim mit seinen hervorragenden Ofentafeln. Er stellt sich uns selber vor (Abb. 3, Reihe 2, Zeile 3, 4): „Johannes Wiedmann, haffner allhier, hat diese blätlein gemacht anno 1778. Wan ihr nur guckt, nur was zu datlen sei so denke ein ieder er sie der fehler auch nicht freu / drum lasse einen jeden wer er ist, so bleibest du auch wer du bist.“ Bei dieser erbaulichen Ansprache geht einem das Herz auf, und wir sehen, es fehlt diesen Meistern auch nicht an der nötigen moralischen Aufrüstung. Unbekümmert sind sie aber auch in ihrer Rechtschreibung. Ihre schulische Ausbildung war offenbar recht mangelhaft; sie waren keine griffelspitzerischen Schreiberseelen und die Kinder auf dem Lande haben heute leicht lachen ob der ergötzlichen Schreibung ihrer biedereren Vorfahren, für die der Reim „gedangt“ auf „gezangt“ mundgerecht war und ihnen darum als richtig erschien. Sie haben übrigens an ihrem großen Landsmann Schiller einen sie entlastenden Kronzeugen, denn dieser „Klassiker“ verleugnete erfreulicherweise in vielen seiner Reime zeitlebens auch nicht den gebürtigen Schwaben. So malten und schrieben unsere zünftigen „Tonkünstler“ in ihrer Werkstatt mit der Glasur ihres Malhorns also unbekümmert drauflos:

Auf einem Grünen wassen
da lauffen Fuchs und hassen
(Heimsheim, 1742)

*

Der ist weiß und wohl geschückt
Der seine Hossen selber flückt
(Heimerdingen, Haus G.)

*

Um der kälte willen
will der faule nicht pflügen
so muß er in der ernte
betlen und nichts grünen

*

lust und lieb zu einem ding
macht alle müh und arbit ring
(Rutesheim, Haus Sch.)

*

Gottes güt und trei
ist alle morgen nei
(1759, Heimsheim, Haus A.)

*

Schon aus diesen und noch mehr aus den späteren Plättles-Sprüchen wird es deutlich, daß es sich um schriftlich und mündlich überliefertes Hausspruchgut handelt, das aber fortdauernd erweitert wurde; denn so viele der Sprüche sich über die Jahrzehnte forterben, so gibt es doch auch solche, die seltener, manche, die nur einmalig sind, etwa solche, deren Wortlaut extra gepfeffert und gewagt ist.

Unsere Abb. 2 zeigt ein Teilstück des in Schwäb. Heimat 1955 (Nr. 2, S. 53) ganz abgebildeten Ditzinger Ofens. Der Spruch in Reihe 2, Zeile 1/2 lautet:

Ich achte meinen Hasser
gleich wie daß regenwasser
daß von den Dächer fleist
und ob sie mich schon neiden
so miesen sie doch leiden
daß gott mein helfer sey. 1767.

In der dritten Reihe ist ein Streitgespräch von vier Handwerkern durchgeführt; rechts außen Zeile 4 steht der Schmid hämmernd am Amboß, daneben der Text:

der schmit sagt
hett ich eissen und koll (= Kohle)
wolt ich mich nöhren recht wohl; links daneben
der schuster sagt
hett ich genug lehder und schmer (= Fett)
wolt ich mich nöhren bösser als der.

weiter links anschließend folgt (in Ergänzung zur Abb. 2):



5. Ofenplättchen aus Würzbach

der bechh sagt
het ich genug mehl und getreidt
wölt ich mich bösser nehren als disse zwei (= beid').

folgt ein Bäcker, aber auch im zeitgenössischen „Sonntagshäß“, mit einer Brezel in der Hand; weiter links, mit hochgehobenem Kelchglas

der wirt sagt
het ich von iederman gunst
wein und brandenwein umsonst
und wer umgelt frei (= steuer-frei)
wet ich mich noch bösser nehren als disse drei.

Von den Sprüchen und Bildern der Abb. 3 ist das Doppelfeld Reihe 2, Zeile 3/4 schon angeführt (s. o.). Das Doppelfeld Reihe 2, Zeile 1/2 zeigt bildlich vortrefflich, was auch sonst öfters, wenn auch weniger gewandt, dargestellt ist (siehe Würzbach) mit dem

„erschrecklichen“ Begleittext, der einem aber von den heutigen Bäuerinnen heiter lachend vorgelesen wird:

Hir ligt mein frau gott seis gedankt
so lang sie gelebt hat sie gezanckt
Ach lieber lesser geh weg von hir
sonst steht sie auf, zanckt auch mit dir.

(vgl. damit die Schreibung: gedangt und gezangt auf den oben erwähnten Plättchen im Berliner Museum). In Reihe 2 und 3, Zeile 1/2 liest man je einen frommen Spruch. Herzhaft dagegen ist der in Reihe 5, Zeile 3/4; und arg derbe Hafnerweisheit kündigt der in Reihe 6, Zeile 3/4 in kühnem Bogenrund verzeichnete:

fresset treck und schißet gold
so werden euch alle menschen hold.

Die bildliche Darstellung der so vielversprechenden Forderungen fand sich einst in einem andern Haus in Heimsheim hinter einer Bettlade verdeckt. Der Kavalier, den wir auf Abb. 6 mit wiedergeben und der „auf der Sau ‚naus möcht‘“, gehört aber mit dem Zierplättchen rechts daneben zum Ditzinger Ofen, Reihe 6, Zeile 1/2. Dieser ist schon ausführlich beschrieben. Aber auch die um 76 Jahre jüngere Ofen-tafelwand in Würzbach verdient eine genauere Darstellung (s. Abb. 1). Der davorstehende Ofen mit dem Wappen von Herzog Carl Eugen trägt auf seinem Schriftband die Jahreszahl 17(C.H.Z.W.)³⁷. Die Plättchen dagegen sind vom Jahre 1843, also wesentlich späteren Ursprungs (s. Abb. 5, oberes Pl.). Meister Joh. Gg. Dompert (s. o.) ist in der bildlichen Darstellung nicht so gewandt wie der Hersteller der Heimsheimer Tafeln (Abb. 3). Aber jenem kommt die reiche Überlieferung zu gut und so ergibt sich für die Würzbacher Wand eine außergewöhnliche Reichhaltigkeit.

Von den Plättchen hinter dem Ofenaufsatz sind die oberen drei der Mittelreihe leicht leserlich; auf dem vierten darunter hält die Frau ihrem Mann, der ihr die Kehrseite zeigt, als Kromet (= Geschenk) eine Brezel hin; darüber der Spruch:

Ihr weiber seid doch nicht so gnau,
und kromet euren männern au.

Auf der Zeile daneben, 2. Reihe (zum Teil verdeckt):

Der hahn tut früh aufweken
den faulen knecht und magd,
die tun sich erst recht streken
und schlafen bis in tag.

(Dieser Spruch wiederholt sich an der Vorderwand, Reihe 8, Zeile 5.)

Darunter, über einem männlichen Profil:

Mein mann dort bei der stubenthür
weist alle narren her zu mir.

Reihe 4: Über einem Mann, der seine Frau huckepack trägt:

Ich trag die waar herum im land
und nirgends einen kaufmann fand.

Reihe 5: Über einer Frau, einem Esel und einer Nuß:

Ein weib, ein Esel, eine Nuß,
diese 3 stät man klopfen mus.

Von der die Stube völlig beherrschenden, so überreichen Vorderwand wird jeder Besucher förmlich gebannt. In der zwei Tafeln hohen, nischenartigen Aussparung stand früher die Olampel mit Feuerzeug. Die oberste Reihe (i. f. nicht mitgezählt) besteht aus halben Längstafeln. Manche der unteren Plättchen sind versetzt; so gehören Reihe 4, Zeile 1 und Reihe 6 Zeile 2 eigentlich zusammen:

Michael Luz, Bürger und Bauer in Würzbach
und seine Ehefrau Walburga Luzin 1843.

Diese Plättchen wiederholen sich an anderer Stelle. Der Hof ist seit vielen Geschlechtern in dieser Familie. Der heutige Besitzer (Joklesbauer) heißt auch Michael Luz. Der Ofen samt Plättleswand ist noch unversehrt erhalten.

Auf den drei oberen Längsreihen: bespannte Wagen, Kutschen und Schlitten, auch Reiter aller Art, alles Lieblingsmotive.

Reihe 3, Zeile 8: Bauer mit geschulterter Sense, vor ihm Frau mit Rechen; darüber steht:

Alte thaler, junge weiber
das sind die besten zeitvertreiber.

Reihe 4, Zeile 10; hockende Katze mit Spruch:

Ich brauche keine katz im haus,
die magd maust aus mein ganzes haus.

links daneben: 2 Tulpen; darüber:

Die weiber, wasser und das Feuer,
das sind drei große ungeheuer.

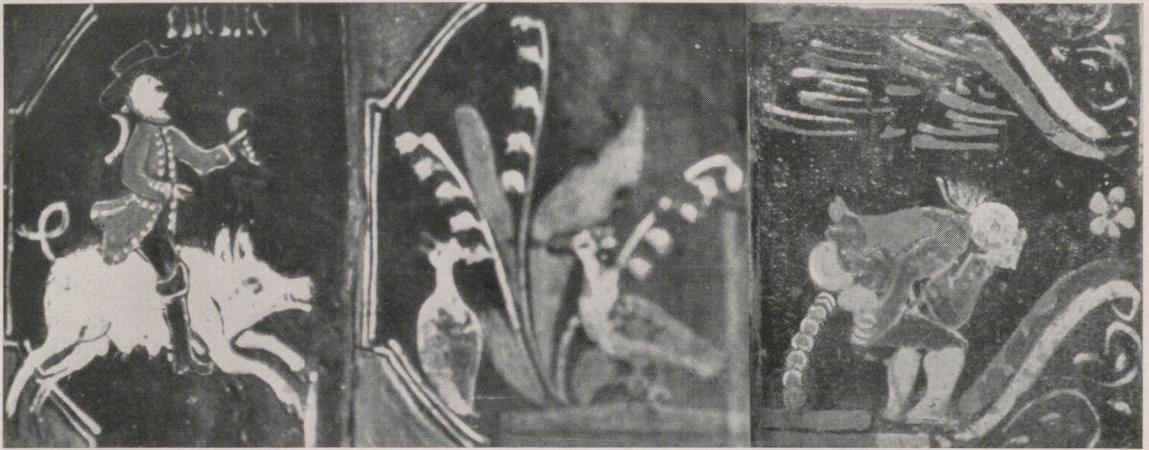
Die nächsten Sprüche links gehören zu dem Soldaten vor dem Schilderhaus:

Ich steh auf meinem Posten,
solls gleich mein leben kosten.
Von meinem posten weich ich nicht,
ich weis wohl was die strafe ist.

(Ähnliche Plättle nochmals, obere Hälfte, Reihe 6, Zeile 6):

Links anschließend: Ein Schneider reitet auf einem Geißbock; überschrieben:

wohin Herr bock mit diesem reuter
ich glaub es ist wohl gar ein Schneider.



6. Ofenplättchen aus Ditzingen (links und Mitte) und Heimsheim (rechts)

Reihe 5, Zeile 10; über einem springenden Hasen:

Wenn die haasen nicht mehr können laufen
und die hafner können nicht mehr saufen
und die großen herren haben kein geld,
dann stet's übel in der welt.

Reihe 5, Zeile 9; über einer springenden Sau:

Unsere magd die anaket (Anna Katharina)
die frist so gern den fetten spek.

Reihe 5, Zeile 8; über einem springenden Hirsch:

Glück und glas,
gar bald bricht das.

Die zwei links anschließenden Plättchen infolge Spiegelung nicht lesbar; wir ergänzen sie nach der Abbildung bei Mönch (a. a. O.) S. 212 (die dort irrtümlich für Ostelsheim angegeben ist anstatt für Würzburg).

Reihe 5, Zeile 7; Mann und Frau einander gegenüberstehend; darüber:

Dieses hab ich im gebrauch,
wer mich liebt, den lieb ich auch.

Links daneben, über laufendem Hirsch:

arbeit macht den lebenslauf
noch einmal so munter,
froher geht die sonne auf
froher geht sie unter.

Links von der Nische: zwei Plättchen mit Bauern am alten Räderpflug.

Reihe 6, Zeile 10; über laufendem Hirsch:

lieber will ich ledig leben
als der frau die hosen geben.

Zeile 9; über springendem Hirsch:

Ich bin der hafner von paris
geräth es wohl
verbricht es gwis.

Reihe 7, Zeile 8: Sechsstahlenstern; links daneben Schlittenfahrer; Ornament; dann zwischen je zwei Reihen: zwei Traubenträger, ähnlich denen in Reihe 8.

Über den oberen:

Es tragen zwei auf einem steken
den wunderschönen trauben her,
denn einer darf sich nicht erkeken
die last möcht ihme sein zu schwer.

Reihe 7, Zeile 2; über hockendem Hund:

verachte nicht das liebe brod,
denn es ist gut in hungersnoth.

Zeile 1; über Wanderer:

Die warme sonn wird mir aufgehen
wann ich dich werd wiedrum sehen.

Reihe 8, Zeile 1; linkes Plättle von einem Kuhhandel (das rechte fehlt; vgl. Abb. 4, Reihe 4, Zeile 1/2); darüber:

Mein freund, du must mich nicht zhart heben,
Um 15 Carlin (Münze) will ichs geben.

Zeile 2; über Mädchen mit Blume:

wer mein sträußlein haben will,
der muß haben der thaler viel.

Zeile 4; Bäurin mit geschultertem Rechen, neben ihr ein kleiner Bub; darüber:

Sehet wie der Jergle lacht,
wenn seine mutter Kuchlein bacht.

Zeile 5; Hündchen hetzt einen Hasen; darüber der Spruch:

vom faulen Knecht und Magd (s. o.).

Zeile 6; über zwei Traubenträgern:

Alles was odem hat gros und klein
lobet den herren und stimmt mit ein.

Zeile 7; unter zwei Kühen (auf halbem Plättle):
wer will mausen,
der bleib drausen,
d'katz kann selber mausen.

Zeile 8; über zwei Blumen:
der mensch fährt hin aus dießer welt
gleich wie (die) blume ab dem feld.

Reihe 9, Zeile 1; über weiblichem Profil:
willkommen ihr lieben gäst
schaut her, wer hier beim ofen ist.

Zeile 2; springender Hirsch; Überschrift verdorben;
Zeile 3; Ornament,

Zeile 4; über zwei Stängelblumen:
viel saufen, wenig zahlen
ist aller lumpen brauch
sie pflegen nur zu prahlen
bis angefüllt der bauch.

Zeile 5; über springendem Häschen:
wann einer etwas verschwiegen will haben,
so darf ers nur seinem weibe sagen,
dann bleibt es in ihrem herzen verschlossen
als hätte man wasser in ein sieb gegossen.

Zeile 6; über Bauer mit Haue:
rüben und fleisch
sulz und reis,
das ist eine gute Speis.

Zeile 7; über drei Rosen:
da stehen drei rosen
wenns essen heiß ist
so muß mans blosen.

Zeile 8; über springendem Hasen:
wenn haß und neid
brennen wie feuer
wärs holz nur halb so teuer.

Reihe 10, Zeile 1; über Wanderer:
Ich bin gewest in Hessen,
da gibt es große schüsseln
und nichts zu essen.

Zeile 2; über springendem Hasen:
und wer bei seiner arbeit schwitzt
dem ists gewiß auch warm.

Reihe 10, Zeile 3: über zwei Wanderern mit Spazierstöcken:

wir kommen von jerusalem
und so wirs geld versoffen hen
so gehen wir gen betlehem

(also zwei ins Bäurische versetzte „Weise“ aus dem Morgenland).

Zeile 4; über einer Frau, die auf dem Boden liegt,
steht der bereits weiter oben angeführte Spruch (siehe Abb. 3 Heimsheim, Reihe 2, Zeile 1/2).

Zeile 5; Mann und Frau, die sich die Hände reichen,
Schrift verwittert.

Zeile 6; stilisiertes Blumenornament.

Zeile 7; über großer Katze:
brauch deinen kopf
So stoß du niemals an,
und keiner ists der dich betrügen kann.

Reihe 11, Zeile 2; ein Mann deutet auf seine Frau;
darüber:

mein weib, die will gezanket sein,
sie lebt nicht nach dem willen mein.

Zeile 3; Ornament; Zeile 4; über Frau mit Besen:
ist nicht eine fleißige magd im haus
sie kehrt alle vier wochen die stuben aus.

Auf Zeile 5 ein Hahn, auf Zeile 8 eine rennende
Wildsau zu erkennen, das übrige beschädigt.

Es muß auffallen, mit wieviel härbeißigem Behagen
unsere biederer Hafnermeister auf ihren Plättchen
ihren häuslichen Ärger abzureagieren suchten; heut-
zutage würden ihnen die zünftigen und ebenbürtigen
„Meisterinnen“ mit gleicher Münze heimzahlen. –
Das hohe Lob des Bauern auf Abb. 4 (Reihe 2,
Zeile 2) ist auch heute noch vollgültig und wohl ver-
dient.

*

Unsere diesmalige Auswahl hat wohl wieder klar er-
wiesen, welch hohe Bedeutung unseren Ofenplättchen
im Rahmen volkskünstlerischen Schaffens zukommt.
Mit Recht wurde betont, daß die so vielgestaltigen
Aufschriften ein eigenes Kapitel urwüchsiger Volks-
literatur ergeben. Es wäre wünschenswert, daß unse-
rem Lande erhalten bliebe, was wir noch haben;
daher ist auch eine genaue Inventarisierung nach dem
heutigen Stand eine vordringliche Notwendigkeit.

Erfreulich ist es zu sehen, wie da und dort im Lande
an die alte Überlieferung angeknüpft wird in zeit-
gemäßen Erzeugnissen für den heutigen Bedarf.

¹ Vgl. bei W. Peßler, D. Volkskunde 3, S. 42.

² Das neue Werk von Erich Meyer-Heisig: „Deutsche
Bauerntöpferei“, Prestel Verlag, München 1955, erwähnt
Schwaben-Württemberg auf S. 46 und 47. Vgl. Stutt-
garter Zeitung Sa, 7. Januar 1956, Lit. Blatt.

³ Wilh. Mönch, Schwäb. Spruchkunst; Schwäb. Volks-
kunde, herausg. von Aug. Lämmle II, 1; Verlag Silber-
burg 1937.

⁴ Vgl. bei M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg,
Heidelberg 1932; S. 106 ff.; S. 170 ff. – Beschreibung des
Oberamts Leonberg, Stuttg. Kohlhammer, 1930; S. 474 ff.

⁵ G. E. Pazaurek: Württembergische Hafnerkeramik,
Berlin 1929; mit reichl. Lit. Angaben.



Auf flachgründiger Kuppe mitten im Kulturland hat sich ein Rest der Steppenheide erhalten
(Weilimdorf)

Was wird aus unseren Heiden?

Von Otto Feucht

Mit 4 Aufnahmen des Verfassers

Noch vor hundert Jahren war das alte Stuttgart rings von Wald und Heide umgeben. Was ist aus der Heide geworden? Die Gänsheide, die an die Gablenberger Gänswiesen anstoßende Heide, lebt lediglich im Namen noch weiter. Die langgestreckte Botnanger Heide (zwischen Botnanger Sattel und Doggenburg) ist restlos verschwunden. Nur von der Feuerbacher Heide ist außer dem Straßennamen noch ein Reststück vorhanden, das an die einstige Heide anklingt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Stadt immer tiefer in die Landschaft sich hineinfrißt und diese aufzehrt. Aber es ist doch ein Unterschied, was nun daraus geworden ist. Die Heide ist ebenso wie der Wald eine Art Gemeingut, eine Landschaft, die allen zugute kommt, in gewissen Grenzen jedem freisteht, sich darin zu ergehen und Erholung zu finden. Eine

Heide, die aufgeteilt wird an Einzelne, sei es zu Gärten oder Bauten oder Sportplätzen, hat ihren ursprünglichen Sinn, ihre ursprüngliche Aufgabe verloren. Je stärker und dichter aber die Siedlungen wachsen, je enger zusammengedrängt wir wohnen und arbeiten müssen, desto nötiger werden als Gegengewicht im Hinblick auf das Ganze, auf die Volksgesundheit, Wald und Heide, die von alters her zusammengehören.

Nun ist von vornherein eines zu beachten: Die Heide ist in unserer Heimat keine rein naturbedingte Vegetationsform. Sie kann offene Heide nur bleiben, solange gewisse Eingriffe das Vordringen des Waldes zurückdämmen, der bei uns, sofern man ihm Zeit läßt, jede freie Fläche für sich in Anspruch nimmt, früher oder später, je nach den örtlichen Verhältnissen



Auf der Feuerbacher Heide

von Klima und Boden. Das haben ja auch die Trümmfelder mitten in den Städten uns deutlich vor Augen geführt. Die Heide bleibt nur dann Heide, wenn der Wald nicht hochkommen kann, also nur auf flachgründigen armen Standorten, und selbst auf diesen setzen sich Sträucher und Bäume fest, in loser Bestockung, im Gegensatz zum dichten Walde, sofern nicht Beweidung dem entgegenwirkt.

Alle unsere Heiden waren Weideland und sind solches besonders für Schafe, heute noch, vor allem auf der Alb. Es ist überall der nämliche Vorgang: die Schafe lassen nur ungenießbare oder bewehrte Sträucher stehen, Wacholder, Schlehen, Wildrosen und andere mehr. Nur im Schutze solcher können die von Wind oder Vögeln herbeigebrachten Samen der Bäume sich ungestört entwickeln und mit der Zeit mehr oder weniger hochkommen, die Heide mit lockerem Baumwuchs überstreuen, wo der Boden zu geschlossener Bewaldung nicht ausreicht. Hört die Beweidung auf, wird etwa eine schöne Wacholderheide unter Naturschutz gestellt in der Absicht, keinerlei Eingriffe mehr zuzulassen, so muß sie zwangsläufig ihren Charakter verlieren und allmählich zu Wald werden. Dafür fehlt es nicht an Beispielen auch in unserem Lande, wir brauchen gar nicht etwa an die Lüneburger Heide zu denken. Dieser Vorgang ist im Grundsatz der nämliche, ob es sich um die atlantische Zwergstrauchheide

handelt, deren Leitpflanze das Heidekraut (*Calluna*) ist, oder um unsere süddeutsche, mehr kontinentale Steppenheide, nur daß er auf letzterer, die an trockene Standorte gebunden ist, nicht im nämlichen Zeitmaß sich auswirken kann.

Wenn nun auf beweideter Heide der Schäfer den Vorgang hemmt, dadurch, daß er dem Buschwerk mit der Axt zu Leibe rückt, so ist das sehr verständlich, solange es mit Verstand geschieht, solange lediglich das allzu dichte Zusammenwachsen verhindert wird, das selbstverständlich den Futterertrag mindert. Der erfahrene Schäfer weiß aber sehr gut, daß er nicht zu weit gehen darf, daß auf der reinen Kahlfläche nicht *mehr* Futter wächst, sondern *weniger*, weil der Wind den Boden austrocknet und die Taubildung erschwert, die gerade im Hochsommer außerordentlich ins Gewicht fällt, daß ein gewisses Maß von Holzwuchs für das Gras sowohl wie als Schutz für die Tiere unentbehrlich ist. Es ist nicht immer leicht, den richtigen Mittelweg zu finden; die Ansichten gehen oft weit auseinander, je mehr die alte Erfahrung verloren geht, zumal wenn trockene und nasse Jahrgänge miteinander wechseln.

Aber kehren wir zu den *Heiden um Stuttgart* zurück. Im weiteren Ring liegen die Heide auf dem Kappelberg bei Fellbach und die Gerlinger Heide auf der Höhe gegen den Engelberg. Und um die letztere geht



Birkenheide auf dem Kappelberg. Blick ins Neckartal

zur Zeit der Streit der Meinungen. Die Gemeinde Gerlingen möchte ein Stück ihrer Heide zu Baugrundstücken verkaufen, aber Naturschutzbehörden und Wandervereine haben Einspruch erhoben, weil eben diese Heide für den immer mehr eingegengten Städter von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt als Lager- und Erholungsplatz. Und weil die Erfahrung zeigt, daß jeder Anfang nach Fortsetzung drängt, weil der Zweifel voll berechtigt erscheint, ob es tatsächlich bei dem zunächst in Aussicht genommenen Teilstück sein Bewenden haben werde, da schon allein die berühmten „wirtschaftlichen“ Gründe die Ausweitung der Siedlung früher oder später verlangen würden. Zudem ist dort schon vor Jahren die anstoßende Leonberger Heide der Allgemeinheit entzogen worden durch die Anlegung des Golfplatzes. Wenn die Gemeinde Gerlingen keine besondere Freude daran hat, zugunsten der Stuttgarter auf die Bebauung verzichten zu müssen, so ist das verständlich, es mögen auch noch geschichtliche Erinnerungen hereinspielen, hat es doch einmal im 16. Jahrhundert einen förmlichen Krieg zwischen Gerlingen und Stuttgart gegeben, es ging damals um Weiderechte im Walde. Auf der anderen Stadtseite hat man noch nie Klagen darüber gehört, daß der Fellbacher Kappelberg mit seiner herrlichen Aussicht vorzugsweise den Stuttgartern zugute kommt. – Es geht eben dabei nicht um örtliche Be-

lange, es geht um weit mehr, nämlich um die grundsätzliche Aufgabe der Landesplanung und Landschaftspflege, der Bevölkerung ohne Rücksicht auf Markungsgrenzen den aus gesundheitlichen Gründen unbedingt erforderlichen Erholungsraum zu sichern!

Dies ist aber auch Sinn und Aufgabe der nach dem Naturschutzgesetz § 5 besonders zu schützenden Landschaftsteile. Darum ist es durchaus begründet, etwa auf der Alb zunächst einmal alle Heiden bzw. Schafweiden unter diesen Schutz zu stellen, der ja Ausnahmegenehmigungen ausdrücklich vorsieht, sofern sie unter Abwägung aller Gesichtspunkte berechtigt und tragbar erscheinen.

Daß aber auch ohne Gesetz, lediglich auf Grund der Stadtplanung in Ortsnähe geholfen werden kann, das hat die Stadt Stuttgart auf der Feuerbacher Heide gezeigt, von der ein wesentliches Stück unterhalb des Bismarckturms gegen den Kräherwald unter Verzicht auf materielle Nutzung der Bevölkerung als Liege- und Spielheide freigegeben worden ist. Man muß nur einmal gesehen haben, wie stark der Hang an schönen Tagen ausgenützt wird, um zu verstehen, was damit für die Volksgesundheit geschaffen worden ist, zumal im Herbst, wenn hier noch die Drachen steigen wie zu Großvaters Zeiten, oder im Winter, wo die „Skiwiese“ ganz von selbst sich darbietet für die Anfangsversuche der Jugend. Nicht zu vergessen die vielen,



Heide auf der Alb: Greuthau beim Liechtenstein

die auf dem oberen Wege in der Sonne sitzen und an der herrlichen Aussicht sich freuen über das Wäldermeer gegen die Solitude und, am Asperg vorbei, weit hinein ins Unterland, zum Stromberg und darüber hinaus bis zum Odenwald.

Verschwunden sind freilich die Köstlichkeiten der Flora, die noch um die Jahrhundertwende, noch vor einem Menschenalter hier oben die Heide schmückten: die rotleuchtende Karthäusernelke und das goldene Sonnenröschen, der zartlilafarbene Lein, Zwerglein, Wundklee und Herbstenzian, Golddistel, Bergaster und Alant und andere. Das ist das Schicksal aller Heiden, die stark zertreten und zerlegen werden, auch wenn die Blumen nicht abgerissen werden. Auch der Gerlinger Heide und dem Kappelesberg, dessen Flora noch reicher ist, wird es unabwendbar so ergehen. Denn es wird wohl immer Menschen genug geben, die auf solche Oasen der Erholung angewiesen sind.

Und so wie hier das kleine Stück der Feuerbacher Heide, wie auf der anderen Stadtseite der längere Hang im Naturschutzgebiet Eichenhain bei Sillenbuch, wie auf den Höhen über Gerlingen und Fellbach, so müßten an möglichst vielen Orten freie Flächen gesichert werden, die nicht lediglich beschränkten Personenkreisen, sondern jedermann zur Verfügung stehen!

Wenn schon irgendeine Heide aus irgendwelchen Gründen nicht als solche erhalten bleiben kann, so liegt es zwar im Sinne der Natur, sie zu Wald zu wandeln, sie „aufzuforsten“, sofern der Boden es erlaubt und es standortgemäß geschieht, aber im Sinne des Menschen liegt es, sie in der angedeuteten Weise für die Allgemeinheit, für die Volksgesundheit zu gestalten, und nicht aufzuteilen zugunsten einiger Wenigen.

Aber es gibt auch kleine Fleckchen unserer Heide, abseits vom Verkehr, allzu klein für eine andere Nutzung, auf Felsgrund, auf Rainen, „zwischen Wald und Nutzland“, vor allem im Weinbaugebiet des Unterlandes und auf der Alb, die noch eine Ahnung geben von der herrlichen Blütenfülle unserer Steppenheide mit all ihren Abwandlungen im Wechsel des Jahres. Als „Ödland“ laufen sie meistens in der Statistik und gehören doch zu den schönsten Köstlichkeiten der Heimat. Ihre Erhaltung, solange es irgend geht, liegt uns ganz besonders am Herzen. Es ist auch kein Problem, allzu reichlichen Strauch- oder Baumwuchs zu beseitigen, soweit es sich um heimische Arten handelt. Nur die Robinie („Akazie“) darf hier nicht geduldet werden, denn sie bedeutet gerade für diese Pflanzen den sicheren Untergang.

Der eiszeitliche Stausee von Ravensburg und die Entstehung von Bodensee, Argen und Schussen

Von Edwin Grünvogel

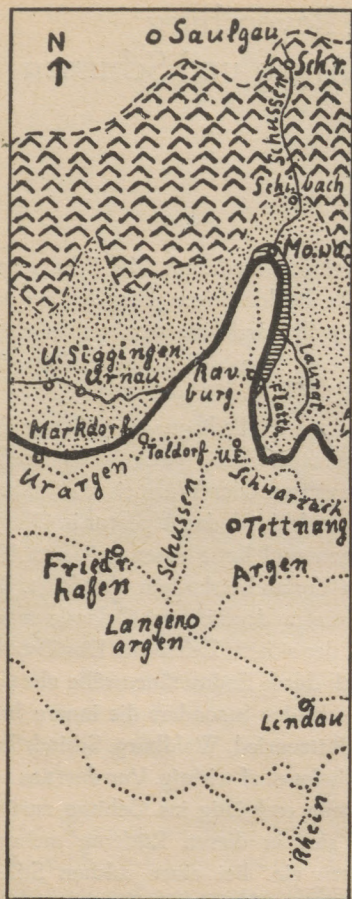
Mit 3 Kartenskizzen des Verfassers

Im Zug Ravensburg-Friedrichshafen. Nach kräftigem Gähnen sagte mein Gegenüber: „Das ist doch die fadeste von allen Strecken der schwäbischen Eisenbahnen.“ Ich mußte schmunzeln, verriet aber weder durch Wort noch Miene, daß ich „hehlingen“ dachte: „Ja freilich, weil du nichts von der Landschaft verstehst.“ Den Kundigen sagt sie wahrlich genug. Vermutlich wäre ja auch ihm dies Wort nicht entfallen, wenn er die Fahrt zur Zeit der Apfelblüte in ihrer unerschöpflichen Pracht, des sprossenden Buchenlaubs, der prangenden Wiesen oder des herbstlichen Obstes durch diesen gesegneten Garten gemacht hätte, in dem zwischen freundlichen Dörfern und Höfen die Schussen ihre genau nach Muster gelungenen Mäander zeichnet. Und wenn erst die weißen Schneegipfel des Alpengebirges herabgeleuchtet hätten! Doch von all diesen Wundern will ich hier nicht sprechen, die das Auge entzücken, sondern von dem Wunder ihrer Entstehung, das wie ein Geheimnis in ihr verborgen liegt und das sie doch dem preiszugeben bereit ist, der ihr zu lauschen vermag. Vielleicht habe ich viel versprochen. Ihre Entstehungsgeschichte ist so verwickelt, daß es gar nicht möglich ist, sie in einem kurzen Aufsatz erschöpfend zu erzählen; ich muß mich vielmehr auf einen Ausschnitt beschränken. Es sei nur von dem See die Rede, der einstmals, gegen Schluß der Eiszeit, unsere Schussenniederung füllte. Ist es nicht schon interessant genug, auf dem Boden eines ehemaligen großen Sees – er reichte von Untereschach bis Mochenwangen – Eisenbahn fahren zu können! Denke man sich nur den allerdings weit größeren und tieferen Bodensee ausgelaufen und wir würden auf seinem Grunde mit der Bahn fahren statt mit dem Dampfer auf seiner Oberfläche. Wäre das nicht ein abenteuerlicher Gedanke! So fahren wir von Mochenwangen bis Untereschach, ja in gewissem Sinn bis Friedrichshafen, auf ehemaligem Seegrund. Ist das etwa langweilig, nur weil er eben ist, eben sein muß? Erwarten wir über ihm einen alpinen Berg? Er würde zum Stil der Landschaft gar nicht passen, würde ihren intimen Liebreiz zerstören. Trotzdem braucht man auch hier auf den Anblick von Erhebungen nicht zu verzichten. Man darf nur durch die Lücken zwischen den Obstbäumen spähen, so sieht man allerorts als Hintergrund

die beiderseitigen Steilränder der Schussensenke und in ihnen die beiderseitigen Ufer des einstigen Sees emporragen. Sie sind eingeschnitten in eine reichgegliederte Hochfläche, deren Beschreibung hier wegbleiben soll.

Welches waren die Bedingungen, die zur Entstehung des Ravensburger Sees führten? Der Rheingletscher war in der vierten oder Würmeiszeit (Abb. 1–3) wie schon mehrmals durch das Alpentor in Oberschwaben eingedrungen und hatte einen größeren Teil davon mit seinem Vorlandseiskuchen überdeckt. Wir gehen aus von seinem deutlich im Gelände ausgeprägten Nordrand, der sich zu Zeiten des Eisstillstandes zweimal deutlich durch Endmoränenwälle abzeichnet. Für uns ist von beiden besonders die innere Jungendmoräne über Ratzenried, Waldburg, Schindelbach, Fronhofen, Wilhelmsdorf wichtig. Von dort aus zog sich der Gletscher nun endgültig ins Gebirge zurück. Jedoch schalteten sich in diesen Rückzug mehrmals Stillstandsphasen ein. Bei einer solchen Stillstandslage (Älterer Argen- oder Älterer Tettlinger Stand) verlief das Nordende des Eiskörpers zunächst in Ost-West-Richtung von Essersweiler über Hiltensweiler, Rattenweiler, Gitzensteig (bald darauf gab er auch Wielandsweiler und Wolfertsweiler frei), überquerte das Argental bis Gießenbrücke und zog nach Nordwesten bis zum Krippelebogen. Von hier sandte der Gletscher eine mächtige Eiszunge nordwärts in das heutige Schussental hinauf (Abb. 1), deren Rand uns schwer über Bruderhaus, Tettwang Westende, Moos, Kratzerach, Obermeckenbeuren, Liebenau Westende, Langentrog, Senglingen, Rebholz (nördlichster Punkt, durch einen Endmoränenwulst gekennzeichnet) westlich von Untereschach, und von hier wieder rückwärts nach Südwesten über Appenweiler Süd (wohlausgebildete Endmoränen von Lehorn und Lindenholz), über Oberailingen, Berg bis Unterraderach zu verfolgen ist. Daran schloß sich noch ein wieder im ganzen nach Westen gerichtetes Stück bis Hagnau.

Wir haben uns vorzustellen, daß das Gelände von Schussenried an schon damals, unter dem Eis verborgen, Südgefälle hatte, ja die wichtigsten heutigen Entwässerungsrinnen desselben schon vorgebildet waren. Im Schussental war zweifellos schon vor der



1. Jüngerer Ravensburger Rückzugsstand des Würmgletschers. 1 : 160 000

weiß: Fläche des Rheingletschers während des Jüngerer Ravensburger Standes

waagrecht schraffiert: See während des Jüngerer Ravensburger Standes

Punkte: Zusätzliche Fläche des Rheingletschers während des Standes der inneren Jugendmoränen

dachförmige Winkel: Zusätzliche Fläche des Rheingletschers während des Standes der äußeren Jugendmoränen

Würmeiszeit eine Nord-Süd verlaufende ausgeprägte Talrinne vorhanden, die sich nachweisen läßt. In dieser Rinne stieß der Würm-Gletscher am weitesten nach Norden vor (Schussenrieder Eislapen, Abb. 2 und 3), und in dieser Rinne hielt er sich auch beim Rückzug am längsten, so daß er darin eine regelrechte Gletscherzunge bildete (Abb. 1), welche die Schmelzwasser staute, weil keine direkte Abflußmöglichkeit nach Westen bestand. Im einzelnen ist dazu zu sagen: In den beiden dem Älteren Tettlinger Stand vorausgegangenen (nördlich sich an ihn anschließenden) sogenannten Wangener Rückzugsständen streckte der Gletscher in der Schussensenke einen schmalen, fingerförmigen Fortsatz (Abb. 2) bis weit nördlich von

Ravensburg vor, während sich östlich und westlich davon sein Rand gleichzeitig schon sehr dem Älteren Tettlinger Stand genähert hatte. In den beiden noch nördlicheren „Ravensburger“ Stillstandslagen füllte der Gletscher die Schussensenke durch nördliche Ausbuchtung fast im ganzen Bereich des nachmaligen Ravensburger Sees, also nordwärts bis annähernd Mochenwangen. Auch die jüngeren Jugendmoränen strecken einen Bogen von der Waldburg bis Schindlbach nordwärts vor (westlich von dort wieder zurück nach Blitzenreute). Ja schon bei seinem Höchststand (Stand der äußeren Jugendmoränen) reichte die entsprechende Zunge des Würmgletschers von Wollegg bis über Schussenried hinaus. Aus all diesen nordgerichteten Ausbuchtungen der verschiedensten Eisränder der Würmeiszeit in der Schussensenke bis zurück zum ältesten folgt, daß die Schussensenke und weiterhin das Südgefälle der Landschaft und ihr nach Süden gerichtetes Entwässerungsnetz bereits vor der Würmeiszeit geschaffen worden ist. Ursache war die Entstehung des Bodenseebeckens, die zu ihrem Hauptteil um die dritte, die sogenannte Rißeiszeit herum erfolgte. Natürlich war während dieser das Becken nicht mit Wasser, sondern mit dem auch fast ganz Oberschwaben bedeckenden Gletschereis gefüllt. In der ihr folgenden Riß-Würm-Zwischeneiszeit, wo der Gletscher sich ganz in die Alpen zurückgezogen hatte und der Bodensee selbst das Becken füllte, kennen wir schon die wichtigsten zu ihm hin entwässernden Täler, insbesondere auch die Urschussen. Ja schon in der dritten Eiszeit vorausgegangenen Mindel-Riß-Zwischeneiszeit zeichnen sich erste Andeutungen der Schussensenke, also des Südgefälls der Landschaft und ihrer Flüsse und damit – sagen wir vorsichtig – der „Bodenseeniederung“ ab. Ja man denkt an ein noch höheres Alter der Schussensenke, allerdings zunächst mit Nordgefäll, indem der Urrhein vor der Eiszeit durch sie nach Norden zur Donau geflossen sei. Mag sich das nun verhalten, wie es wolle, jedenfalls wurden diese Flüsse zusammen mit dem Bodenseebecken unter dem im Höchstmaß bis Schussenried vordringenden Würmgletscher begraben und erst bei dessen Rückzug schrittweise wieder entblößt. Das Wasser konnte aber während dieses Rückzuges höchstens so lange entsprechend dem Gefälle der Landschaft südwärts fließen, bis es auf den jeweiligen Nordrand der Eismasse stieß. Dann blieb ihm nichts anderes übrig als diesem entlang westwärts zu strömen, wobei das Eis häufig direkt das Süd„ufer“ bildete. So entstanden die Eisrandtäler. Man könnte sie auch Urstromtäler nennen. Denn die so bezeichneten Täler Norddeutschlands unterscheiden sich von jenen nur

2. Jüngerer Wangener
Rückzugsstand des Würm-
gletschers. 1 : 600 000

weiß: Fläche des Rhein-
gletschers während des Jün-
geren Wangener Standes

waagrecht schraffiert:
Seen während des Jüngerer
Wangener Standes

Punkte: Zusätzliche Fläche
des Rheingletschers während
des Standes der inneren
Jugendmoränen

Würm unterstrichen:
Lage der inneren Jugend-
moränen

dachförmige Winkel:
Zusätzliche Fläche des
Rheingletschers während des
Standes der äußeren Jung-
endmoränen

Würm nicht unterstrichen:
Lage der äußeren Jugend-
moränen



durch ihren größeren Maßstab und die entgegen-
gesetzte Boden­neigung und damit Bewegungs­richtung
der Zubringer­flüsse (nämlich nordwärts zum skandi-
navischen, nach Norddeutschland vorgestoßenen In-
landeis hin). Bog aber, um wieder von Oberschwaben
zu reden, der Gletscher wie bei der Schussenzunge
nach Norden um, so daß das Gefälle des Flusses auf-
hörte oder gar in Ansteigen nach Norden verwandelt
wurde, so schalteten sich in den Urstrom stehende
Wassermassen: es bildeten sich Eisrandseen, in die
der Fluß infolge Erlahmens seiner Transportkraft
seine meist reichlichen Geschiebe und Zerreibsel fallen
ließ, so daß sie häufig genug mit diesen völlig zuge-
deckt wurden. Ein solcher Eisrandsee ist auch unser
Ravensburger See.

Die Urargen des Älteren Tettlinger Gletscherstandes
folgte dem heutigen Argental, allerdings hoch über
ihm, bis Apflau-Gießenbrücke. Hier aber wurde sie
durch den Gletscherrand gezwungen, zuerst nach
Nordwesten bis zum Krippelebogen, hierauf nach
Norden bis zum Ende der Eiszunge abzubiegen. Von

irgendwie bemerkenswertem Gefälle konnte nun
keine Rede mehr sein, und so ist ihr Lauf von Gießen-
brücke bis Untereschach eher als ein durch Kanäle
verbundenes System von Eisrandseen zu betrachten,
von denen der Ravensburger der letzte und umfang-
reichste ist (Abb. 2). Mag es sich bis zum Krippele-
bogen noch um Verbindungsstücke handeln, so füllte
sie doch an diesen anschließend einen über Tettlingen
alles in allem bis Fünfhehlen reichenden, also von
Süd nach Nord 5 km langen See (Tettlinger Stausee
(Abb. 3), von 1,3 km Breite und 462 m Spiegelhöhe,
dessen West„ufer“ die Eismauer war, mit ihrem im
Süden mehr kiesigen, im Norden mehr sandigen
Deltaaufschüttungen völlig aus. Hierauf führte sie,
nach Passieren eines 600 m langen engen Kanals ihre
kleinsten Zerreibsel, besonders Ton und Feinsand, in
einen zweiten, gleichgerichteten, 400 bis 600 m brei-
ten, nicht mehr unmittelbar an den Gletscher angren-
zenden See von ähnlicher Spiegelhöhe, aber geringerer
Tiefe, der (über das Wasenmoos bis Sax nördlich von
Liebenau) 2,85 km lang war, und deckte auch ihn mit



3. Eiszeitlicher Stausee von Ravensburg. 1 : 600 000

weiß: Fläche des Rheingletschers während des Älteren Tettlinger Standes

waagrecht schraffiert: Seen während des Älteren Tettlinger Standes

Punkte: Zusätzliche Fläche des Rheingletschers während des Standes der inneren Jugendmoränen

Würm unterstrichen: Lage der inneren Jugendmoränen

dachförmige Winkel: Zusätzliche Fläche des Rheingletschers während des Standes der äußeren Jugendmoränen

Würm nicht unterstrichen: Lage der äußeren Jugendmoränen

diesem Schlamm bis oben zu. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Gewässer, als sie, nach ihrem Lauf durch die beiden Läuterungsbecken und zuletzt noch durch eine 800 m lange schmale Abflußrinne, bei Langentrog wieder das „Freie“ gewannen, im wesentlichen abgeklärt waren. Da muß es aufs äußerste überraschen, daß gleich nach diesem Ort urplötzlich wieder ein ausgedehntes Kiesdelta von terrassenförmiger Oberfläche erscheint, auf der die Heilanstalt Hegenberg steht. Auch westlich der heutigen Bachkerbe treffen wir zwischen Schwarzenbach und Senglingen Teile derselben Aufschüttung. Woher kommen diese Geschiebe? Daß die gleichen Kiese nördlich der Schwarzach bei Eschach ebenfalls erscheinen, ja in deren Tal noch $\frac{1}{2}$ km hinauf zu verfolgen sind, gibt uns den Fingerzeig. Sie stammen nicht von der Urargen. Die Schwarzach, die bei den zwei früheren, nördlicheren Wangener Gletscherständen selbst einmal Eisrandfluß gewesen war, hat sie von Osten hergetragen und hier als Delta in einen See, den dritten

Stausee der Urargen seit dem Krippelebogen, abgelagert. Westlichere Teile dieser Schüttung fehlen. Meist sind sie nachträglich weggeführt worden, zum Teil mögen sie sich gar nicht gebildet haben. Da die erhaltenen Deltakiese bis etwa 460 m hinaufreichen, muß das auch die Spiegelhöhe des Sees gewesen sein. Daraus läßt sich ein weittragender Schluß ziehen. Nirgends im ganzen Umkreis erreicht die Schussenniederung die Höhe von 460 m. Ja der Bahnhof von Ravensburg liegt nur 430,9 m hoch. Eine nachträgliche Eintiefung von irgendwelchen Maßen seit der Zeit unseres Stausees ist ausgeschlossen. Also muß dieser die ganze Schussensenke in ihrer vollen Breite bis weit über Ravensburg hinaus, ja bis Mochenwangen, überdeckt haben. Wir haben damit unseren Ravensburger Stausee nachgewiesen, dessen Länge (Entfernung vom südlichsten Punkt des Schwarzachedeltas bis Mochenwangen) 18 km beträgt. Seine Breite, zum Teil über die des heutigen Schussentals hinausgreifend, ist im Süden etwa 2,5 km, verengt sich bei Ravensburg auf

1,2 km, um nördlich der Stadt wieder auf 2,7 km zu-
zunehmen. In diesen See entleerten die bei Ravens-
burg, Weingarten, Baienfurt, Baidt, Ettishofen ein-
mündenden Flüsse, nicht zu vergessen bei Mochen-
wangen die Schussen selbst, ihren Schlamm und dazu
gröberes Material. Es gelang ihnen aber allen zusam-
men nicht, den See ganz damit aufzufüllen. Reste
seines Schlammes haben sich vor allem auf flachen
Stellen, wo sie später beim Ausfließen des Wassers
nicht so leicht abgespült werden konnten wie am Ge-
hänge, bis heute erhalten. Die Stauung dieses Sees
erfolgte selbstredend durch das Eis der in die Schussen-
senke vorgestreckten Gletscherzunge, das dement-
sprechend von Langentrog bis Senglingen in direkter
Berührung mit der Deltaaufschüttung der Schwarzach
stand. Wenn nördlich und südlich davon schmale End-
moränen zwischen Eis und Wasser gelagert sind, so
rührt das daher, daß letzteres keine oder nur wenig
Strömung besaß, um deren Material völlig wegzuführen.

Der Ravensburger See folgte dem Westrand der
Gletscherzunge nicht weit nach Südwesten, höchstens
bis Appenweiler. Denn sein Wasser hatte weiter nörd-
lich von Unterweiher aus über das nördlich von
Kreuzhalde gelegene Ost-West-Tal den Zugang zu
einer bereits zuvor vorhandenen Vertiefung des Ge-
ländes, die wohl auch schon früher als Abflußrinne
gedient hatte, nämlich zum Taldorfer Tal, gefunden.
Selbstredend ist das Wasser der Urargen und
Schwarzach, ehe es dahin abfloß, nicht zuvor im See
die Strecke nach Ravensburg oder gar Mochenwangen
und zurück gelaufen, sondern direkt über Gutenfurt
herübergekommen, so daß sein Weg etwa durch den
heutigen Lauf der Schwarzach und des Moosbachs
gekennzeichnet ist. Dazu bedarf es nicht einmal be-
sonderer Strömungen wie des heutigen Rheins im
Bodensee. Waren aber solche da, so ist schon dadurch
das Fehlen des nach dem Schwarzachdelta zu erwar-
tenden Schlammes teilweise erklärt. Sicher aber war
das Wasser, als es in Taldorf ankam, wieder gereinigt.
Das tief eingeschnittene, weil nicht direkt an den
Gletscher grenzend, zu beiden Seiten wohl ausmodel-
lierte, so gut wie geschiebefreie Tal Taldorf-Wamme-
ratswatt-Oberteuringen nahm dieses Wasser auf und
leitete es – nun stets in mehr oder weniger großem
nördlichen Abstand vom Eisrand – dicht unter dem
Südhang des Gehrenbergs nach Markdorf und Ber-
matingen und dann bei Ahausen in das Bett der heu-
tigen Seefelder Aach. In ihm – die Seefelder Aach ist
also von hier ab als ihr Nachfahre anzusehen – er-
reichte die Urargen schließlich bei Unteruhldingen
den damals eisfrei gewordenen, 420 m hohen Westteil

des Bodensees (heutiger Bodenseespiegel 395 m!).
Daß gleichzeitig dessen Becken damals von Hagnau
ostwärts nicht von Wasser, sondern vom Gletschereis
gefüllt war, wurde bereits oben angedeutet (Abb. 3).
Da der Spiegel des Ravensburger Stausees 460 m
hoch, also 40 m über dem des damaligen Bodensee-
teils lag, darf er keinesfalls als weiterer früherer
Bodenseeteil angesehen werden. Was aber war das
spätere Schicksal des Stausees? Er folgte dem sich bald
wieder, unter Einschaltung erneuter Stillstandslagen,
nach Süden zurückziehenden Gletscher auf dem Fuße,
das heißt nicht nur sein Süd-, sondern, infolge des sich
dauernd erniedrigenden Stauniveaus, auch sein Nord-
ende rückte immer südlicher. Da aber der Gletscher,
je weiter er zurückwich, desto mehr seinen nach Nor-
den ins Schussental vorgestreckten Bogen verflachte,
bis schließlich seine Randgewässer dieses in fast ge-
radem Lauf von Ost nach West überquerten, be-
schleunigte sich diese Entwicklung unter fortschreiten-
der Verkürzung des Stausees immer mehr. Hatte der
Stausee beim Mittleren Tettlinger Stand des Glet-
schers von dessen Nordrand bei Brugg nördlich von
Meckenbeuren bis etwa Niederbiegen nördlich von
Ravensburg mit einer Spiegelhöhe von 440 m immer
noch eine Länge von 15 km, so reichten von dem bei
Baumgarten östlich von Friedrichshafen stehenden
Gletscher des nachfolgenden Jüngeren Tettlinger
Standes seine Randgewässer mit einer Spiegelhöhe von
420 bis 415 m im Schussental etwa 8 km weit bis
Laufenen nördlich von Meckenbeuren. Da sie aber
auch östlich davon bis 3,5 km vom Eis weg reichten,
sind als wahre Länge des Seearmes der Schussensenke
nur 4,5 km zu rechnen. Was aber noch wichtiger ist:
Die Randgewässer dieses Gletscherstandes sind ein-
schließlich ihres Schussenausläufers nicht mehr Stau-
produkt des Gletschers, sondern echter Bestandteil
des also damals 420 bis 415 m hohen Bodensees, in
welchem der Gletscher nur noch schwamm, während
er zuvor je das Becken bis zum Grund gefüllt hatte.
Damit hatte der Ravensburger Stausee sein natürliches
Ende gefunden. Das gilt noch mehr für den jüngsten
Haltestand des Gletschers in unserem Gebiet, den
Stand von Bad Schachen, wo der ganze, damals 410 m
hohe Bodensee (ausgenommen die noch von Eis be-
deckte Ecke zwischen Lindau und Bregenz) eisfrei ge-
worden war. Als Nachfolger des Ravensburger Stau-
sees aber hatte sich der Schussenfluß gebildet, der
heute bei Eriskirch östlich von Friedrichshafen in den
Bodensee mündet.

Das alles – und vielleicht noch mehr – erzählt uns
„die fadeste von allen Strecken der schwäbischen
Eisenbahnen“, wenn man ihr zuhören kann und mag.

Dorf ohne Wegzeiger

Erinnerungsblatt an die Gemeinde Gruorn im Kreis Münsingen

Ausgesiedelt 1938 mit der Vergrößerung des Truppenübungsplatzes

Von Angelika Bischoff-Luithlen

Wenn auf dem Münsinger Truppenübungsplatz die Schießübungen aussetzen, darf zur raschen Durchquerung gelegentlich die sogenannte Hardtstraße von Zivilpersonen benutzt werden. Links und rechts von ihr abzuweichen, ist verboten; nur Personen, die dienstlich auf dem Übungsgelände zu tun haben, dürfen es betreten, und große Tafeln an der Platzgrenze warnen vor Nichtbefolgung der Verbote; insbesondere darf nicht fotografiert werden.

Es scheint aber ein stillschweigendes Einverständnis darüber zu herrschen, die wenigen Menschen, die einer Erinnerung zulieb oder vom Stachel des Heimwehs getrieben, gelegentlich in dem leeren Albdorf Gruorn einherstolpern, gewähren zu lassen. Wenigstens an jenem Sommersonntag schien es so. Niemand war, der uns störte; auch das Jeep nicht, dessen uniformierter Fahrer zwar ruckartig anhielt, als er uns sah, dann aber mit der lachenden Bemerkung: „nix gasthaus“ weiterfuhr – von unserer militärischen Harmlosigkeit offenbar überzeugt.

Es berührt schon seltsam, in den Platz überhaupt hineinzuwandern. Nach einer sorgfältig in „Eschen“ geordneten und sauber bebauten Dorfmarkung umfängt uns dort drin eine Urlandschaft, die an graue Vorzeiten gemahnt: Heide, Steppe, umgestürzte Bäume, wilder, löcheriger Wald und überwachsene Wege. Nur breite Panzerspuren gemahnen ans 20. Jahrhundert; denkt man sie weg, hat man das Gefühl, es könne plötzlich irgend ein Urtier oder ein sagenumspunnenes Einhorn aus den Büschen treten. Es ist eine hamsunische Landschaft; „Segen der Erde“ fällt uns ein – Isak, der „erste Mensch“, müßte nun hier roden und pflügen, nachdem die wilde Natur schon wieder so allmächtig geworden ist und alles einst von Menschenhand Getane dämonisch überrundet hat.

Das verlassene Gruorn zu finden, ist nicht ganz einfach, wenn man sich nicht auskennt. Denn es gibt keinen Wegzeiger dorthin, wenn man eine in einer Astgabel steckende und gespenstisch wegweisende Granate nicht dafür nehmen will. Man überlegt sich schließlich, daß eine von Obstbäumen dicht umrandete Straße doch wohl zu einer größeren Siedlung führen sollte; man überlegt hier überhaupt jene Dinge, die anderswo selbstverständlich sind. Und so behält man recht.

Wir stehen unvermittelt davor: eine breit am Berg hingelagerte aufgelockerte Siedlung mit großzügigen Straßen und geräumigen Höfen; die Häuser auf den ersten Blick gut erhalten, viel sichtbares Fachwerk, viel blühender Holunder dabei – auf den zweiten aber schon geisterhaft aus hohlen Fensterlöchern bleckend, schädelhaft beinern

die zerzackten Giebel, aus denen schwarze Dachsparren in die Luft ragen. In der zwielichtigen Regensonne, die jetzt scheint, ist das ein beklemmendes Bild. Eine ungute Stille liegt zwischen den Häusern; man schweigt unwillkürlich auch selbst, wenn man so von Haus zu Haus geht, über hohe Brennesseln und Disteln zu den Schwellen, zu den Haustüren, die stumm offenstehen, ohne daß jemand den Einlaß verwehrt oder nach Wunsch und Begehrt fragt. Gras wächst auf Treppen und Gängen, an Stubendecken und bemoosten Balken; das Zusammenhängende ist noch begehbar, wenn man mit der Fußspitze ein wenig sichert und morschen Stellen ausweicht. Manche Häuser freilich gleichen Trümmerhaufen; eines sehen wir mit abgebröckelter Frontwand; der Fußboden des ersten Geschosses hängt, sich nach vorn abbiegend, in der Luft. Vielleicht war das einmal deine Schlafkammer, blondes Gruorner Dorfmadchen – ich sehe das Loch im Kamin, wo winters dein kleines Öfchen brannte, sehe die Stelle, wo die Lampe hing, den Platz, wo das Bett stand, die Wand, nach der du im Traum tastetest – und daneben bröckelnder Stein, gähnende Tiefe, Feuchte und Unkrautwuchs. Einige Ställe sind von Schafen bewohnt, die tagsüber draußen irgendwo weiden; dankbar nimmt man den Geruch lebendiger Tiere in sich auf. Durch die Küchen geht es, vorbei an rostigen Herden und alten „Schanzen“, auf denen Häfen und Kacheln ihre runden Spuren hinterlassen haben. Mehrmals sind auch in den Oberstockwerken Balken ausgesägt, wohl von baulustigen Umwohnern des Übungsplatzes.

Als wir aus einer Ruine heraustreten, steht plötzlich ein Mensch mitten in der Straße! Wie das hier auffällt, ein Mensch, eine alte Frau, sie raucht sogar Zigaretten und kommt sofort auf uns zu, offenbar auch erleichtert, die Einöde mit Worten durchbrechen zu können: Hier sei nun das Rathaus, hier die Schule, das Pfarrhaus und die Kirche. Wir sollten nur alles ansehen. Ja, sie habe schon hier gewohnt, 1944 nach der Flucht aus Polen; damals seien viele Häuser noch gut gewesen und mancher Flüchtling habe Unterschlupf gefunden.

Wir stehen also am höchsten Punkt Gruorns. Da ist die Schule, im unverwüstlichen Stil der Jahrhundertwende und noch gut erhalten; gegenüber Pfarrhaus und Rathaus, mit der Kirchhofmauer, ein Geviert bildend und Friedhof mit Kirche in sich einschließend; ein Torbogen unter dem Rathaus scheint der einzige Zugang zur ehemaligen Wehrkirchenanlage zu sein, deren tröstlichen Mittelpunkt die Kirche bildet. Ja, tröstend doch noch immer, noch aufrecht mit dicken Mauern, dem Fachwerkturm über dem Eingang und einem sicherlich später an-

gesetzten, hohen Chor; allerdings beim Eintreten fliegt kreischend ein Vogel auf, und die ersten Windstöße eines nahenden Gewitters fahren durch die zersprungenen Fenster, deren eines ein altes Wandbild durchschneidet, das mit der Jahrzahl 1382 datiert ist und offenbar ein Weltgericht Christi darstellt, wie es manche andre Albdorfkirche der Umgebung auch freigelegt hat. Wir betrachten die flächigen, steifen und doch so eindrucksvollen Figuren: wie alt bist du, windumbraustes Weltgericht? Die Jahrhunderte sausen vorbei und die großen Taten, Entdeckung Amerikas, Reformation, dreißigjähriger Krieg, 1682, 1782, 1882–1982? Das ist wie ein Sprung in den Nebel. Diesen sechshundertsten Geburtstag wirst du nicht mehr erleben, du Christi Weltgericht in Gruorn.

Die Männerempore hat noch Bänke, noch Spuren von Händen und Füßen und vor jedem Platz den drehbaren Haken für den Sonntagshut. Auf der Leiste aber, wo das Gesangbuch lag und die Hand sich zum Gebet faltete, liegt dick und weiß der Kot der Vögel, die offenbar nachts hier in Reihen aufsitzen. Es muß viele Arten von Vögeln hier geben, es stört sie ja auch niemand, und so bevölkern sie auch die Orgelempore, die in den Chor hineingebaut ist und den Zug seines edlen Maßwerks wohl ein wenig stört. Er trägt die Jahreszahl 1552, ein Fräulein von Reichenau soll ihn gestiftet haben. Zum Turm winden wir uns vorsichtig hinauf; schauerlicherweise sieht man durch seinen Fachwerkaufsatz durch, weit übers Land hinweg und in diese so unbeirrbar blühenden Holunderbüsche hinein. Zwei kleinere Glocken hängen noch da; die eine davon gibt beim Anschlagen einen scheppernden Wehlaut von sich. Die Turmuhr steht auf halb drei.

Der Kirchhof ist ein wehender Wald von knietiefem Gras. Wenn man den Schierling wegbiegt und den Storchschnabel, dann lassen sich auf einfachen Schmiedeeisenkreuzen mit den weißen Schildern die Namen lesen: Werner, Griesinger, Kuhn, Bleher. Ein einziges Doppelgrab ist gepflegt und das Gras ringsherum abgemäht; eine rotleuchtende Petuniensorte blüht darauf, von der Art, wie man sie an den Fenstern von Trailfingen, Rietheim und Seeburg findet, den Dörfern, wohin wohl die meisten Gruorner gezogen sind. Die Blumen weisen die Spur.

Ein schmaler Weg führt zwischen hohen Quecken zum Pfarrhaus, dort auf halber Treppe in einen Durchlaß mündend. Kräfte der Phantasie und der Versenkung in die überall gegenwärtige Vergangenheit werden rege: Wir sehen den Pfarrherrn geradezu leibhaftig, wie er da

im schwarzen Talar und mit der Bibel zu seinem Gotteshaus geht. Er mag es nicht leicht gehabt haben, der letzte Pfarrer, der hier predigte – die ihm anbefohlenen Seelen haben sich der Unbegreiflichkeit des Gehenmüssens kaum zu beugen vermocht. Wessen Bauern Herz ist nicht mit tausend handgewundenen Stricken in der Heimat verflochten?

Aber das Pfarrhaus mag eine gute Bleibe gewesen sein, eine Heimstatt für schwäbische Geister, für jene Art von kulturellem Nährboden, aus dem uns ein Mörike wuchs. Eine behagliche Zimmerflucht mit Parkett und dunklen Tapeten, gut erhalten, nur stellenweise ein wenig abgerissen. Auf der Makulatur steht eine Anzeige zu lesen, wonach ein Mann aus Reutlingen einen Apparat für Skatspieler empfiehlt, auf dem totsicher abzulesen sei, wer gegeben habe und was „Atout“ sei. Aus welch friedlichen Zeiten stammen diese Töne! Im Studierzimmer leuchtet das grüne Licht des Holunderbaums, es wird fast ein wenig dunkel darin, der Herr Pfarrer müßte die grüne Pracht beschneiden, wenn er hier noch studieren wollte. Am Küchenherd mag die Pfarrerin mit der Magd das Mittagessen besprochen haben, und oben in den Dachstuben saßen die Pfarrersbuben über dem Malkasten und verfertigten die Malereien, die dann übers Bett geklebt wurden und auch jetzt noch droben prangen. Im Untergeschoß ist noch ein Stall, wo des Pfarrers Kütschlein stand und vielleicht auch, in alter Zeit, seine Kühe; daneben der Keller, ein wurmstichiges Fäßlein und das Hängebrett für die Brotlaibe sind noch da. Manch altes Weiblein mag da abends ins Pfarrhaus geschlüpft sein, sauber im dunklen Leible mit den weißen Zöpfchen darüber und dem blauen Ausgehsschurz: „Do hane dr Frau Pfarr en Loib Brot – r' isch nui bacha“ – einfacher und schöner Dank für Zuspruch und geistliche Hilfe, und zugleich alles, was Heimat ist: Gruorner Korn, Gruorner Wasser, Gruorner Arbeitshand – mit Gruorner Holz im Gruorner „Bachhaus“ gebacken.

Im Torbogen, der uns zögernd wieder aufnimmt, haben sich an der geweißten Wand die heutigen Besucher Gruorns verewigt. Neben Namen aus Nachbarorten, Buchstaben, Unflätigkeiten und Herzen sind auch Billy aus Ohio und Pierre aus St. Denis vertreten. Sie wirken verloren und fremd in dieser grünen Stille; die Wartsaallwand eines Großstadtbahnhofes böte ihnen das Heimatrecht selbstverständlicher. Dort ebnet sich etwas ein, das hier noch augenfällig ist: Die schicksalhafte, leidensstarke Verwurzelung des menschlichen Herzens in der Heimat.

Die Stille wächst . . .

Die Stille wächst . . .
Aus ewigweiten Fernen
Taut still die Nacht,
Getragen von den Sternen,
Vom Silbermond bewacht.

Kaum daß ein Hauch
Das dunkle Land bewegt;
Die Bäume schlafen,
Und leis hat angelegt
Mein Schiff im Hafen.

Paul Häcker

„Schwäbisches“ um W. A. Mozart

Von Hermann Mall

Man sagt uns Schwaben gerne nach, daß wir wohl große Philosophen und Dichter hervorgebracht haben, aber keine Musiker. Es ist richtig, mit den Meistern der Tonkunst, die zum Beispiel aus dem sächsisch-thüringischen Raum stammen, können sich unsre Schwabenmusiker nicht messen. Aber allzu bescheiden brauchen wir uns nicht im Hintergrund zu halten, denn unser „Schwabenländle“ hat seinen musikalischen Reichtum auf dem Gebiet des Volkslieds, das weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlands hinaus bekannt wurde und überall geliebt wird. Wenn am 27. Januar dieses Jahres die ganze musikalische Welt den 200. Geburtstag Mozarts feiert, so wollen wir Schwaben uns bei dieser Gelegenheit zum Wort melden und allen sagen, die es noch nicht wissen sollten, daß Mozart zu einem gut Teil schwäbischer Abstammung war. Sein Vater, Leopold Mozart, ist am 14. November 1719 als Sohn eines ehrsamten Buchbindermeisters in der schwäbischen Stadt * *Augsburg* geboren. Von den drei Brüdern war er der einzige, der sich vom Buchbinderberuf lossagte und einen geistigen Beruf ergriff. Vom Jahre 1737 ab studierte er „Logik“ an der Universität Salzburg. Dieses Studium scheint für ihn nicht besonders anziehend gewesen zu sein, finden wir ihn doch im Jahr 1743 als Violinist in der fürstbischöflichen Kapelle, deren stellvertretender Kapellmeister er vom Jahre 1763 ab wurde. Im November 1747 heiratete Leopold Mozart Maria Anna Pertl, die Tochter des Pflegekommissars Nikolaus Pertl aus St. Gilgen. Von den sieben Kindern, die aus der Ehe hervorgingen, blieben nur zwei am Leben, *Maria Anna* (das berühmte „Nanerl“) und der um fünf Jahre jüngere Bruder *Wolfgang Amadäus*, der am 27. Januar 1756 in Salzburg geboren wurde.

Den Frohsinn und den guten Humor empfangt Mozart als unschätzbares Erbe seiner Mutter. Das Geisteserbe, das er von seinem Vater übernahm, war von besinnlicher Art. Es war vor allen Dingen jene Gründlichkeit und Nachdenklichkeit, gepaart mit jener Zielstrebigkeit, die einen echten Schwaben kennzeichnet. Der Schwabe Mozart weiß was er will, er gibt sich aber auch alle Mühe und wendet allen Fleiß auf, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Darüber sagt er selbst einmal: „Überhaupt irrt man, wenn man denkt, daß mir meine Kunst so leicht geworden ist. Niemand hat so viel Mühe auf das Studium der Komposition verwendet als ich. Es gibt nicht leicht einen berühmten Meister in der Musik, den ich nicht fleißig, oft mehrmals durchstudiert hätte.“

* Dort und im ganzen süddeutschen Raum ist der Name Mozart mit all seinen Spielarten, Motzet, Mozet, Mozer u. a. schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nachzuweisen. Auch die Stadt Ravensburg beherbergte, laut Eintrag im Stadtarchiv, schon 1591 einen Uhrmacher Hieronymus Mozart, der von Augsburg zunächst nach Leutkirch und später nach Ravensburg übersiedelte.

Auch Mozarts ungemein scharfe Beobachtungsgabe ist schwäbisches Erbe. Schon als Kind hatte er einen überaus scharfen Blick für Menschen und Dinge. Und mit welcher Sicherheit er alle Mängel sofort erkennt und bloßstellt, oft mit beißendem Humor, davon ließen sich eine Reihe Beispiele erzählen. Von den vielen nur zwei: Während seines Aufenthalts in Neapel kommt er mit dem König und der Königin zusammen. Er berichtet darüber seiner Schwester, dem fünf Jahre älteren Nanerl: „Der König ist grob neapolitanisch auferzogen und steht in der Oper allezeit auf einem Schemerl, damit er ein Bissl größer als die Königin scheint. Die Königin ist schön und höflich, indem sie mich gewiß sechs mal im Molo auf das freundlichste begrüßt hat.“

Oder wie trefflich zeichnet er nach seinem Besuch in Augsburg einen Augsburger Bürger, wenn er von ihm sagt: „Das ist ein ganz nobler Mann. Er setzt alle Wörter auf Stelzen und macht gemeinlich das Maul eher auf, als er nur weiß, was er sagen will. Manchmal fällt es auch zu, ohne etwas zu tun gehabt zu haben.“

Mit dieser ungeschminkten Ehrlichkeit und seiner scharfen Zunge hat sich der Meister freilich nicht wenig Feinde gemacht. Aber gerade diese scharfe Beobachtungsgabe – ein echt schwäbisches Gewächs – wurde ihm zu einer guten Grundlage für die dramatische Charakterisierungskunst, die in seinen Bühnenwerken zutage tritt.

Wir würden der „schwäbischen“ Seite Mozarts nicht gerecht, wenn wir nicht auch seine Gutmütigkeit erwähnen würden, die seine Schwester Nanerl einmal so wunderbar ausdrückt, als sie das Wesen des Bruders mit dem Begriff „Kind“ zu umfassen versuchte. Wir Schwaben sagen von so einem gearteten Menschen: „Er ist ein guter Kerle“. Diese Bezeichnung würde auch für Mozart passen. Allerdings mußte er, der allen Menschen so offen und vertrauensselig entgegentrat, auch manches Lehrgeld bezahlen. Mozart ist durchaus nicht der ewig sorglose und fröhliche Götterliebhaber gewesen, den viele gerne aus ihm machen. Man vergißt über dem lebensfrohen Österreicher in ihm (dieses Erbe hat er ja von *seiner Mutter*) nur zu oft die andere Seite seines Wesens, die grüblerische und tief pessimistische, die ganz schwäbisches Erbe ist. Seine g-moll-Symphonie ist Zeuge dieses Charakterzuges. Wäre Mozart jener leichtfertige Charakter gewesen, wie er so häufig dargestellt wird, so hätte er nicht jene geläuterte und gefestigte Anschauung über den Tod gehabt, die er in einem Brief an seinen kranken Vater kund tut:

„Da der Tod der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freund des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir

das Glück gegönnt hat, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde, und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgang mürrisch und traurig wäre – und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen.“

Auch die musikalische Erziehung des jungen Mozart von Seiten seines Vaters war recht schwäbisch gründlich.

Kaum hat der Vater die ungemein musikalische Begabung seines Sohnes festgestellt, so nimmt er sie schon in seine Führung und hegt sie mit echt schwäbischer Sorgfalt. Er schreibt für seine beiden Kinder eine eigene Klavierschule zusammen. Neben Stücken norddeutscher Meister spielt in der frühesten musikalischen Erziehung Mozarts das schwäbische Musiziergut eine große Rolle. Der kleine Wolfgang übte schon früh seine kleinen Finger am Klavier mit schwäbischen Tänzen und Liedern. Dieser Melodienschatz hat ihn für sein ganzes Leben begleitet. Die Quellen, aus denen der Vater seine Stücke für den Unterricht herausholte, waren die Lieder und Quodlibets des Augsburger Mönches, Valentin Rathgeber, die wir unter dem Namen „Augsburger Tafelkonfekt“ kennen, einer Sammlung aus dem Jahr 1733. Derselbe Geist, nur in etwas primitiverer Art, weht uns entgegen aus der anderen Quelle, der sogenannten „Ostracher Liederhandschrift“. Dort finden wir uraltes Volksgut, ganz primitive Bauern- und Schwabentänze und allerlei Trompetenstücklein.

Daß diese schwäbischen Lieder und Tänze, die er in seiner Jugend kennen lernte, bei dem jungen Mozart ein williges Ohr fanden, beweisen seine eigenen Schöpfungen, in denen immer wieder Anklänge auftauchen an Melodien aus dem schwäbischen Musiziergut. Ein guter Beleg dafür ist ein Orchesterstück, das der zehnjährige Mozart schrieb in Haag (Holland) auf der Rückreise von London. Es trägt den seltsamen Titel „Galimathias musicum“ und ist eine Art Quodlibet, bestehend aus originalen und nachgebildeten schwäbischen Volksliedern und Tänzen. Sogar eine Dorfmusik zieht auf. Es ist reizvoll, wie Mozart in diesem Stück den Holländern so richtig „schwäbisch“ kommt. Erst am Schluß des Stückes macht er ihnen eine höfliche Verbeugung, indem er mit einer feierlichen Fuge über ihr Nationallied (Wilhelmus v. Nassauen) das witzige Stück abschließt.

Ein klassisches Beispiel für Mozarts Schwabentum ist das Thema seiner berühmten A-Dur-Sonate, die er 1778 in Paris geschrieben hat. Das Thema erscheint zuerst in einem Menuett einer G-Dur-Sonate des achtjährigen Mozart, dann im Andante einer Sinfonie aus dem Jahre 1770. Das Thema stammt aus der Ostracher Liederhandschrift, es ist die Melodie eines schwäbischen Liebesliedchens: „Freu dich mein Herz, denk an kein Schmerz.“

Noch einige weitere Beweisstücke seien angeführt: In einem seiner schönsten Divertimenti (Köchel 287) hat

Mozart dem letzten Satz das Thema gegeben aus dem schwäbischen Volkslied: „D'Bäure hat d'Katz verlor.“

Oder in einem anderen Divertimento (Köchel 252) hören wir eine Weise aus dem Augsburger Tafelkonfekt „Die Katze läßt das Mäusen nicht“, die schon Joh. Seb. Bach in seiner Kaffeekantate und später Haydn benützt hat. Hören wir seine B-Dur-Tänze (Köchel 606), ebenso das Glöckchenlied aus der „Zauberflöte“. Sind das nicht echte schwäbische Bauerntänze? Auch der Text zur „Zauberflöte“ geht im wesentlichen zurück auf Wielands „Oberon“ und dessen Märchensammlung „Dschinnistan“, die Mozart in einer Reutlinger Auflage von 1781 besaß.

Nun interessiert uns noch die Frage: *Ist Mozart als Schwabe auch einmal ins Schwabenland gekommen?*

Darüber geben uns die Reisetagebücher Leopold Mozarts guten Aufschluß. Auf der Reise nach Paris und London (1763–66) berührte Leopold Mozart mit seinen beiden Kindern Augsburg. Er konnte es kaum erwarten, seinen Landsleuten „sein Weltwunder“ vor Augen zu führen. Allein, man wollte nicht viel von ihm wissen, der wirtschaftliche Erfolg dreier Konzerte entsprach nicht den Erwartungen. Am 6. Juli 1763 wurde die Weiterreise angetreten. In Ulm, „dem abscheulichen, altväterlichen und abgeschmackt gebauten Orte“, wurde das Münster mit der großen Orgel besichtigt.

Über Plochingen und Cannstatt ging die Fahrt nun weiter nach Ludwigsburg, der Residenz des württembergischen Herzogs Karl Eugen, wo man am 9. Juli eintraf. Zu gern hätte der Vater auch hier seine Wunderkinder dem Hof vorgeführt, allein hier hatte der italienische Musiker Jiomelli das Wort, und ein deutscher Musiker konnte deshalb nicht beikommen. Interessant ist, was Leopold Mozart über das Leben und Treiben in der damaligen württembergischen Residenzstadt Ludwigsburg berichtet: „Wenn Sie ausspeien, so speien Sie einem Offizier in die Tasche oder einem Soldaten in die Patronentasche. Sie hören ohne Unterlaß auf der Gasse nichts als: Halt! Marsch! Schwenkt euch! Sie sehen nichts als Waffen, Trommeln und Kriegsgerät. Vor dem Eingang des Schlosses stehen zwei Grenadiere und zwei Dragoner zu Pferd, die Grenadiermützen auf dem Kopf und einen Kürass auf auf der Brust, in der Hand aber den bloßen Säbel. Wenn ich zum Fenster stand, so glaubte ich nichts als Soldaten zu sehen, die bereit wären, eine Person auf einer Komödie oder Opera vorzustellen. Alle Leute sind haargleich und täglich, nicht in Wuckeln frisiert, sondern wie der erste petit-Maitre in viele Locken vom Kopf weg gekämmt und schneeweiß eingepudert, die Bärte aber kohlschwarz geschmiert.“

Trotz dieser scharfen Kritik hat es aber den Dreien im Schwabenland offenbar doch gut gefallen, denn Leopold schreibt in seinem Reisetagebuch weiter:

„Doch kann ich nicht umhin zu sagen, daß Württemberg das schönste Land ist. Von Geislingen an bis Ludwigsburg sieht man nichts anderes als rechts und links zu gleicher Zeit Wasser, Wälder, Felder, Gärten und Weinberge auf das Schönste vermischt.“

Auf der Rückreise von Paris (im Spätherbst 1766) über die Schweiz kam Leopold mit seinen zwei Kindern nach *Donaueschingen*, wo der Fürst von Fürstenberg sie erwartete. Während des zwölf-tägigen Aufenthalts wurde an neun Tagen von 5 bis 9 Uhr abends musiziert, wo sie jederzeit „etwas Besonderes“ aufführten. Reich beschenkt entließ sie der Fürst, durch den Abschied zu Tränen geführt. In jenen Tagen hat Mozart mit dem Fürstenbergischen Kammerdiener *Sebastian Winter*, dem „Gesellschafter seiner Jugend“, wie er ihn in einem Brief nennt, gute Freundschaft geschlossen. Dieser verdanken wir den glücklichen Umstand, daß die Fürstenbergische Bibliothek in *Donaueschingen* von sechs Werken Mozarts die Kopien von Einzelstimmen beherbergt.

Die nächste Station auf der Heimfahrt war Biberach. Dort fand am 5. November 1766 der berühmte Orgelwettbewerb statt zwischen dem zehnjährigen Mozart und dem zwei Jahre älteren musikalischen Wunderkind, *Sixtus Bachmann*. Der schwäbische Musikschriftsteller *Johann Friedrich Christmann* berichtete darüber: „Jeder tat sein Äußerstes, um dem andern den Vorzug streitig zu machen und für Beide fiel der angestellte Wettstreit sehr rühmlich aus.“

Die neuesten musikwissenschaftlichen Untersuchungen versuchen allerdings nachzuweisen, daß dieser Wettstreit nicht in der freien Reichsstadt Biberach a. R. stattgefunden habe, sondern in Marktbiberach, dem Wallfahrtsdorf in der Nähe Augsburgs.

Eigenartig berührt es uns jedenfalls, daß Mozart, wenn er in Biberach a. R. gewesen wäre, nicht den Dichter *Christoph Martin Wieland* kennen gelernt hätte. Wieland war damals noch ehrsamer Stadtschreiber seiner Heimatstadt Biberach und der künstlerische Berater seines Freundes, des Grafen von Stadion auf Schloß Warthausen. (Das erste persönliche Treffen zwischen Mozart und Wieland fand erst im Jahre 1777 in Mannheim statt, wo sich damals Mozart auf seiner zweiten Pariser Reise mit seiner Mutter längere Zeit aufhielt.) Ein solch musikalisches Ereignis hätte sich Wieland, der große Musikenthusiast, nicht entgehen lassen. Ferner ist es undenkbar, daß man den ortsfremden Sixtus Bachmann zum Wettstreit geholt hätte, nachdem doch Biberach in seinen eigenen Mauern ein musikalisches Wunderkind beherbergte, den damals vierzehnjährigen *Justinus Heinrich Knecht*.

Auf seiner zweiten großen Konzertreise nach Paris, die er 1777 in Begleitung seiner Mutter antritt, machte Mozart einen zweiten Besuch im schwäbischen Augsburg. Mit vielen Nöten gelang es, am 22. Oktober ein öffentliches Konzert zustande zu bringen. Es brachte dem jungen Meister viel äußere Ehren, aber nur dürftigen Reingewinn. Das bekannte Sprichwort: „Kein Prophet ist angenehm in seiner Vaterstadt!“ könnte auch auf ihn angewendet werden. Unbedeutende Menschen glaubten an Mozart ihre Spottsucht erproben zu können. Dies hat ihn tief verletzt. Er schrieb damals an seinen Vater: „Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, daß, da doch Augsburg die Vaterstadt meines Papas ist, man hier seinen Sohn so

affrontieren würde. Das kann ich sagen, wenn nicht ein so braver Vetter und so ein „liebs Bäsle“ da wäre, so reute es mich soviel ich Haare auf dem Kopf habe, daß ich nach Augsburg bin.“

Dieses Augsburger „Schwabenbäsle“, Maria Anna Mozart, 19 Jahre alt und allzeit lustig und guter Dinge, war ihm in jenen Tagen eine gute Freundin und hat ihm auch in den nächsten Jahren über manche schwere Stunde hinwegzusehen geholfen. Aus den Briefen, die beide wechselten, spricht der harmlos vergnügte Geist des Vogelfängers der „Zauberflöte“ und seines gefiederten Weibchens. Später wurden Mozarts Beziehungen zur väterlichen Stammesheimat allmählich sehr lose. Doch als der Meister im Jahre 1791 stirbt, zählt das Schwabenland schon eine kleine Mozartgemeinde. An der Spitze der schwäbischen Mozartianer stand kein Geringerer als der Dichter Eduard Mörike und sein Freundeskreis. Der musikalische Führer dieses Kreises war der schwäbische Liederkomponist Ernst Friedrich Kaufmann. Auf dieser Mozartbegeisterung des Mörikekreises erwuchs eine der schönsten Novellen der Weltliteratur „Mozarts Reise nach Prag“.

Es würde meinen Ausführungen etwas fehlen, wenn ich nicht noch erwähnen würde, daß Mozart einst einen Flügel besessen hat, der aus der Werkstatt eines schwäbischen Instrumentenbauers stammt. Noch ehe im Bombenkrieg des zweiten Weltkriegs das Geburtshaus Wolfgang Amadeus Mozarts in Salzburg zerstört wurde, konnten die Besucher im Geburtszimmer Mozarts das Instrument betrachten. Es war ein „äußerst schlichtes, schlankes, edelgeformtes Instrument, mit rötlich getöntem Gehäuse in deutschem Nußbaum auf fünf einfachen Vierkantfüßen“. Sein Erbauer war der Schwabe *Anton Walter*, geboren am 5. Februar 1752 in Neuhausen auf den Fildern. Dessen Vater war dort Schreiner und zugleich Mesner und Organist. Anton Walter, „königlicher und kaiserlicher Hof- und bürgerlicher Orgel- und Instrumentenmacher“ in Wien, starb dort am 11. April 1826 und hinterließ seiner einzigen Tochter Antonia ein ansehnliches Vermögen.

Wenn auch die schwäbischen Züge in Mozarts Musik nur ein Teil von vielen anderen sind, so dürfen wir sie doch nicht gering schätzen. Sie waren für ihn ein heilsames Gegengewicht gegen jene Überbildung, die in der damaligen Zeit der Gärung und des Überganges auch in der Tonkunst eingerissen war.

Die volkstümlichen Klänge, die Mozarts empfängliches Ohr vom alten schwäbischen Heimatboden aufnahm, schwingen in seiner Seele nach bis in die Tage, wo er seine „Zauberflöte“ schrieb. Die volksliedhaften Gesänge der Papagenoliedchen oder sein „Komm lieber Mai“, das im letzten Jahr seines Lebens entstand, sind beredte Zeugen für die schwäbische Seite seines Gemüts.

Weil demnach wir Schwaben diese Seite seiner Musik am besten verstehen, haben wir dem Meister gegenüber eine besondere Verpflichtung. Möge daher unser Schwabenland allezeit ein Hort der deutschen Mozartpflege sein.

Maria Andreä, die Stuttgarter Hofapotheckerin

Von Louise Schlenker

Das Wissen um die Heilkräfte der Pflanzen ist sehr alt. In den Zeiten, da es noch keine Ärzte gab, war die Hausfrau für die Gesundheit ihrer Familie zuständig. Sie kannte die Geheimnisse der Kräuter, ihre heilenden und ihre zerstörenden Wirkungen. Sie verstand es, Salben und fieberstillende Getränke herzustellen. Im Mittelalter konnte es gefährlich werden, wenn eine Frau zuviel von diesen Dingen wußte. Wenn Kuren mißlangen oder wenn Neid und Mißgunst die Erfolge nicht gönnten, kamen solche kräuterkundigen Frauen in den Verdacht, Hexen zu sein. Wir werden wohl nie ergründen, wie es möglich war, daß von zwei Frauen, die ums Jahr 1600 in Stuttgart und Umgebung lebten und beide berühmt waren durch ihre Erfolge in der Krankenbehandlung und der Zubereitung von Arzneien, die eine, Katharina Kepler, als Hexe verbrannt werden sollte, während die andre, Maria Andreä, hoch geehrt wurde als „Mutter der Armen“, bis in ihr hohes Alter als Pfarrfrau in Königsbronn, als Hofapotheckerin in Stuttgart, als alte Frau in Calw, wo sie 1632 in den Armen ihres Sohnes Johann Valentin Andreä starb.

Als die kleine Maria Moser in Herrenberg mit neun Jahren ihre Mutter verlor, nahm die gütige Großmutter das Kind in ihr Herz und ihr Haus, 1559. Viel, sehr viel hat Maria dieser Großmutter zu danken.

Neben der gründlichen hauswirtschaftlichen Ausbildung bekam sie genaue Kenntnisse in der Behandlung kranker armer Menschen, ferner in der Herstellung von Arzneien. Die Großmutter hatte in ihrem Hause ein großes Zimmer neben der Haustür immer bereit, um kranke Menschen zu verarzten und zu versorgen. Oft kamen diese Armen weit her, um sich umsonst behandeln und verköstigen zu lassen. Maria wurde bald eine geschickte Helferin der Großmutter.

26 Jahre war sie alt, als sie den Pfarrer Johannes Andreä heiratete, dessen Vater der weitbekannte Kanzler der Universität Tübingen war. Dieser Jakob Andreä, in Waiblingen geboren, war so gescheit, daß er mit 13 Jahren die Universität bezog und mit 18 Jahren bereits Helfer in Stuttgart wurde. Sein Sohn Johannes, Marias Gatte, war ebenfalls ein kluger, sehr vielseitig gebildeter Mann, ein großer Freund der Musik und des gesellschaftlichen Lebens. 1591 wurde er als Prälat nach Königsbronn versetzt und zugleich Vorstand der dortigen evangelischen Klosterschule. Ein Posten, der ihm sehr lag. Die jungen Theologen der Klosterschule waren ständig Gäste in der Prälatur. Für Maria war dieser große, oft recht turbulente Haushalt nicht so einfach; denn nebenbei wurden auch noch sieben Kinder geboren. Aber wie sie stets im Leben alle Aufgaben, die das Schicksal von ihr verlangte, selbstverständlich, schlicht und vorbildlich löste,

so wurde sie auch in Königsbronn ohne Murren mit der kostspieligen Liebhaberei ihres Mannes fertig! Er hatte sich ein Laboratorium eingerichtet und versuchte Gold zu machen, allerdings nicht wie es in jener Zeit Brauch war, mit Hilfe der „schwarzen Magie“, sondern mit seinen chemischen Kenntnissen wollte er wissenschaftlich der Sache nachgehen. Auf diese Weise, durch all die vergeblichen Versuche, schmolz in den Tiegeln und Pfannen des Herrn Prälaten das große Vermögen seiner Frau Maria dahin.

Der damalige Herzog Friedrich von Württemberg war auch ein leidenschaftlicher Freund des Goldmachens. Immer wieder war er in Stuttgart auf Betrüger und Schwindler hereingefallen. Als er von dem Königsbronner Pfarrer Andreä hörte, der ja unter keinen Umständen ein Gaukler sein konnte, interessierte sich der Herzog für diesen Mann und besuchte mit der Herzogin Sibylle Königsbronn. Außer der Tatsache dieses Besuches ist nichts bekannt, aber die stille Maria Andreä muß wohl auf die Herzogin Eindruck gemacht haben, so daß sie sich viele Jahre später ihrer erinnerte und sie nach Stuttgart holte. Damals haben wohl beide Frauen nicht geahnt, als Maria den hohen Gast durch die Königsbronner Prälatur führte, welch innige unzerstörbare Freundschaft sie später mit der Herzogin verbinden würde.

Hart faßte dann das Leben Maria an; der Gatte starb, erst 47 Jahre alt, und Maria, die mittellos mit ihren Kindern dasaß, mußte sich besinnen, womit sie sich und ihre Kinder durchbringen konnte!

Es lag nahe, die in der Jugend gelernten und als Pfarrfrau immer wieder verwerteten Kenntnisse der Krankenbehandlung, der Herstellung von Arzneien als Grundlage einer Existenz auszubauen. Sie zog mit ihren Kindern nach Tübingen; hier hatte sie mehr Möglichkeiten, hier lebten Freunde ihres Mannes, ihres Schwiegervaters, hier hatte sie Schulungsmöglichkeiten für ihre Kinder. Diese sechs Tübinger Jahre waren schwer. Fünf Buben und zwei Mädchen mußten erzogen und das Geld zum Unterhalt der ganzen Familie verdient werden.

Der Sohn Valentin schreibt über diese Zeit:

„Unsre Mutter regierte wie eine Fürstin und diente wie eine Magd, wir bekamen den Mangel eines Vaters gar nicht zu spüren und mußten notwendig gut geraten.“

Die sieben Kinder wuchsen zwar in liebevoller Zucht, aber streng und äußerst ärmlich auf. Es hat ihnen nicht geschadet.

Inzwischen war der Ruf Marias auch nach Stuttgart gedrungen. Die Herzogin Sibylle, eine sehr fromme, sozialgesinnte und außerdem sehr reiche Frau betrachtete zeit-

lebens ihren Reichtum als Verpflichtung. Sie wünschte, daß in der Hofapotheke Arzneien unentgeltlich an arme Kranke abgegeben würden und hatte zu diesem Zweck eine ansehnliche Summe angewiesen. Aber das Geld lief in andre Kanäle, und die armen Leute wagten sowieso nicht, in die vornehme Hofapotheke einzutreten. Sibylle suchte nun eine Persönlichkeit, die drei Eigenschaften haben mußte: große *Kenntnisse* der Heilpflanzen und ihrer Verwendung, *Ehrlichkeit* und *Verständnis* für arme Leute und deren Behandlung.

Da muß sie sich wohl der Königsbronner Pfarrfrau erinnern haben. Sie fragte an, ob Maria bereit wäre, die Leitung der Hofapotheke zu übernehmen! Da ihre Kinder inzwischen teils verheiratet teils im Beruf standen, nahm Maria an. Sie war 57 Jahre alt.

Sie widmete nun ihre ganze außerordentliche Arbeitskraft der Hofapotheke und der neuen Aufgabe. Es ist erstaunlich, was sie in den folgenden Jahren leistete. In ihrer schlichten Kleidung, ihrem bescheidenen Auftreten paßte sie weit besser zu ihren armen Klienten als zu den vornehmen Hofdamen, die mit Verachtung auf die „Mutter der Armen“ herabsahen, was Maria nicht anfocht. Die zweite Aufgabe der Hofapotheke, neben Arzneien auch die kosmetischen Mittel für die Damen des Hofes herzustellen, Schminken, Parfüme, Schönheitspflasterchen usw. wurde unter ihrer Leitung nicht sehr gepflegt!

Man muß sich erinnern, daß unter dem Herzog Friedrich die seither in Mömpelgard residierende Seitenlinie des herzoglichen Hauses nach Stuttgart kam und der ganze Troß an Hofleuten in bezug auf Prunk und Luxus stark französisch eingestellt war. Um so mehr muß man es der Herzogin Sibylle hoch anrechnen, daß sie mit der Zeit die innigste Freundin der einfachen Pfarrerswitwe wurde. Maria hat die Stuttgarter Hofapotheke so hochgebracht, daß sie weit über Württemberg hinaus berühmt wurde und man bald von Maria als der „Stuttgarter Hofapotheckerin“ sprach, als welche sie in der europäischen Kulturgeschichte bekannt geworden ist. Als später der Herzog starb und Sibylle nach Leonberg als ihren Witwensitz zog, wollte sie sich ungern von der Freundin trennen, und da die Apotheke inzwischen „lief“, zog Maria mit nach Leonberg, nicht ohne zu sagen, sie fühle sich natürlich mit ihren bald 70 Jahren „viel zu jung“, um die Hände in den Schoß zu legen. So nahm sie hier wie später in Calw der Gemeindeverwaltung das ab, was wir vielleicht als Gesundheitsamt oder Wohlfahrtsamt bezeichnen können.

Nach dem Tode der Herzogin wollten sowohl das herzogliche Haus als die Stadt Stuttgart und auch Leonberg der alten Frau durch Ruhegehälter ihr Alter erleichtern; aber sie sagte, dann müßten sich ja ihre Kinder schämen, wenn die Mutter auf fremde Leute angewiesen sei. Der Sohn Valentin, der in dieser Zeit Pfarrer in Vaihingen/Enz war, erklärte, die Mutter habe ganz recht. Für ihn sei es eine Ehre, für die Mutter zu sorgen. Es wurde aber dann doch so gemacht, daß sie regelmäßige Zuwendungen erhielt, wobei sie festgestellt haben wollte, daß diese nicht

für sie persönlich seien, sondern damit sie Mittel in der Hand hätte, für arme kranke Leute zu sorgen.

Valentin war 1614 nach Vaihingen gekommen, wo eine Reihe seiner Bücher entstand. Auch seine „Christlichen Fabeln“, in denen er manchmal seinen Vaihinger Bürgern und Bauern gehörig die Meinung sagt. Aber auch sich selbst, wenn er mit sich unzufrieden ist. Da dichtet er zum Beispiel:

„Der Autor ihm selbst“

Unruhig Herz, wie lang willt noch
mit soviel Müh und Zagen
Dich schleppen mit der Welt Joch
und nit einmal abladen
die schwere Bürd, die allen wird,
die mit der Welt tun buhlen,
und für ihren Lohn mit Spott und Hohn
in eitlem Wust umwuhlen – – –

Hier in Vaihingen entstand auch das feine Gedicht auf seine Mutter:

„Meiner getreuen herzlieben Mutter Maria
Andreä geborenen Moserin, Wittib.“

Die Anfangsbuchstaben der ersten fünf Zeilen bilden den Namen: *Maria*.

Mit Freuden will ich singen
auf diese Morgenstund
recht soll mein Geist sich schwingen
in Gottes Huldengrund,
ach Herr, tu auf meinen Mund.

Die Mutter verlebte zunächst einen Sommer bei Valentin in Vaihingen, dann holte die Tochter, Pfarrfrau in Heidenheim, sie dorthin, bis Valentin sie 1620 ganz nach Calw holte, wohin er als Dekan versetzt war.

Auch jetzt hielt sie sich durchaus nicht für so alt, die Hände in diesen Notzeiten in den Schoß zu legen. Der beginnende Dreißigjährige Krieg zog verheerend durchs Land. Mit dem Sohn zusammen nahm sie sich der verwilderten Jugend an; immer wieder mahnt sie, man müsse in Kriegszeiten sich besonders der Jugend annehmen. Gott hat es ihr gnädig erspart, den Greuel und den Brand mitzuerleben, der 1634 Calw zerstörte, und bei dem Valentin zum dritten Mal alles verlor, seine kostbare mühsam zusammengesparte Bibliothek usw.

1632 starb diese bedeutende Frau. Die Beerdigung wurde zu einem großen Ereignis. Der Sarg der so hochverehrten Frau wurde von vier Pfarrern und zwei Ratsherren getragen. Valentin hat ihr eine ergreifende Leichenrede gehalten, in der es am Schluß heißt:

„So bist du nun ferne von uns, ich, dein Sohn, den du so zärtlich geliebt, durch dein Beispiel gebildet, durch deine Gegenwart geehrt, ich bringe dir als dein größter Schuldner meinen Dank dar, ein rühmliches Gedächtnis bleibe dir auf Erden – – – lebe wohl Armenmutter – – – meine Mutter.“

Der Kampf um die Wutachschlucht

Von Hans Schwenkel

Der tapfere Kampf um das Naturschutzgebiet Wutachschlucht verdient unsere ernste Beachtung und der Arbeitsgemeinschaft „Heimatschutz Schwarzwald“ gehört unser aller herzlichster Dank für alles, was sie bis jetzt getan hat, um dieses letzte unberührte Schwarzwaldtal vor dem Zugriff der Wirtschaft zu retten. Sie hat jetzt drei Flugschriften herausgegeben, die jeder lesen sollte und die von der Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft „Heimatschutz Schwarzwald“, Freiburg i. B., Eisenbahnstr. 33/III, bezogen werden können. Das erste Heft „Rettet die Wutachschlucht!“ stammt von Dr.-Ing. Walter Fries, dem Bezirksbeauftragten für Naturschutz in Freiburg; es enthält die Antwort auf die Pläne und Behauptungen der Schluchseewerk AG. nach einer unwiderleglichen technisch-wirtschaftlichen Überprüfung. Aus dieser Schrift geht auch die interessante Tatsache hervor, daß in den Plänen des einstigen Badenwerkes die Beiziehung der Wutach nicht vorgesehen war. Der badische Landtag regte daher 1928 an, das Wutachtal unter Naturschutz zu stellen. Dies entspricht auch heute noch dem Standpunkt der Bevölkerung und jedes Menschen, der vor den großen Gedanken der Schöpfung noch einen Funken von Ehrfurcht besitzt und der nicht wie jener Finanzminister denkt: „Sie sehen Wasser, ich sehe Kilowattstunden“. Das Land Baden (und Württemberg?) versäumte damals 1928 leider, sich finanziell am Badenwerk stärker zu beteiligen. Und so sprang das Großkapital der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke AG. (RWE) ein, das heute über 50 % der Aktien der damals gegründeten Schluchseewerk AG. verfügt, der Staat (heute Baden-Württemberg) nur über 37 %. Seit dieser Neugründung wird mit der Überleitung der Wutach gerechnet und entsprechend gebaut. Gewiß wurde das Landschaftsbild weitgehend als solches geschont, aber die schönen Täler des südlichen Schwarzwaldes ihres Wassers beraubt. Der Wert der bis jetzt fertig gestellten Anlage wird auf 216 Mill. DM angegeben (darin stecken für 55 Mill. DM Aktienkapital und 120 Mill. DM Anleihen). Die Kilowattstunde kommt auf 6,7 Pfennige. Das Kapital verzinst sich zu 6 % (ohne Gewinnanteile).

Der Stromverbrauch betrug 1952

im Bundesgebiet	36 228 GWh (Giga-Wattstunden)
in Baden-Württemberg	4 841 GWh
mit der Wutachableitung gewänne man	83 GWh

1 Giga-Wattstunde = 1 Million Kilowattstunden.

Vergleichsweise werden die GWh angegeben, die durch Wärmekraftwerke im Bundesgebiet erzeugt werden, nämlich

15 945 GWh aus Steinkohle

9 413 GWh aus Braunkohle

zus. 25 358 GWh

Dabei ist zu beachten, daß die RWE AG. große Dampfkraftwerke besitzt und Strom von diesen in unser Land (Hoheneck) und durch unser Land schickt. Warum sollte beispielsweise nicht der Braunkohlenstrom aus Köln von 9413 GWh auf 9496 GWh erhöht werden, wenn es gilt, einen Nationalpark (denn das ist der Cañon der Wutachschlucht in Wirklichkeit) dem deutschen Volke zu erhalten. Außerdem kann man ja andere Dampfkraftwerke vergrößern, etwa in Heilbronn, oder neue bauen. Die Kilowattstunde kostet hier 5,58 Pfennige, also weniger als vom Schluchseewerk. Das Opfer der Wutach ist volkswirtschaftlich nicht nötig, sofern man unter Volkswirtschaft nicht die Zinsen des heimatlosen Aktien- und Anleihkapitals versteht. Wenn die Schluchseewerk AG. ihre Stollenquerschnitte von Witznau an abwärts schon auf den Zufluß des Wutachwassers berechnet und ausgeführt hat, so ist das ihre Sache. Sie kann damit nicht eine Entscheidung vorwegnehmen, die das Opfer der Wutach kostet; sie kann damit auch die Konzession nicht erzwingen.

Ein Einwand der Schluchseewerk AG. muß aber noch besprochen werden. Speicherwerke liefern vielfach sogen. *Spitzenstrom*. Wenn z. B. ein großer Dampfkessel ausfällt, kann man mit einem Speicherwerk fast auf die Minute Ersatzstrom liefern. Ein Dampfkraftwerk braucht hierzu 2 bis 3 Stunden. Mit dem Speicherwerk kann also der Energie im Stromnetz eine kräftige Spitze sofort aufgesetzt werden. Besonders wertvoll ist aber die „Spitze“, die etwa im Winter nötig wird, wenn man elektrisch heizt und beleuchtet und abends die Industrie gleichzeitig noch Strom braucht. Dieser Spitzenstrom kann vom Schluchseewerk sowieso geliefert werden, um so mehr, als ja in der Nacht mit billigerem Strom von Laufkraftwerken des Oberrheins Rheinwasser hochgepumpt wird. Die Wutachzuleitung erhöht die Spitzenenergie nur und erspart u. U. das Pumpen. Reicht der Spitzenstrom nicht aus, dann kann auch ein Diesel-Wärmekraftwerk einspringen. Es gibt also Auswege und Ersatzlösungen genug. Und wer weiß, ob nicht die Atomkraftwerke bald kommen.

Der Schluchseewerk AG. wurde bereits zugestanden, daß sie Wasser aus den Osthängen des Feldbergs – also von Quellbächen der Wutach – in den Schluchsee leitet. Damit ist es genug.

In Heft 2 der Arbeitsgemeinschaft „Heimatschutz Schwarzwald“ führt Dr. Fries eine „wirtschaftliche Betrachtung zum Plan der Wutachableitung“ durch, die das oben bereits vorweggenommene Ergebnis im einzelnen begrün-

det. Ganz allgemein muß gefordert werden, daß heute keine Wasser-Kraftwerke mehr gebaut werden, die ausschließlich der Energiegewinnung dienen und die übrigen Wasserbelange mißachten, wie Grundwasserfragen, Bewässerung, Wasserversorgung, Kleinklima, Landeskultur überhaupt und nicht zuletzt die Rücksichten auf Natur und Landschaft. Dies würde bei der Wutachschlucht mit der Ableitung ihres Wassers doppelt und dreifach geschehen, weil es eben um etwas Einmaliges und Unwiderbringliches geht. Dr. Fries weist nach, daß es sich beim Bau der geplanten Sperre, welche Gutach, Haslach und Röttenbach abfängt, um „eine Kapitalfehlleitung ganz großen Ausmaßes“ handeln würde. „Die Bedeutung der Wutachableitung liegt vor allem im betriebsegoistischen Interesse der Schluchseewerk AG., viel weniger im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse.“ Dr. Fries gibt dann auch noch eine Warnung von einem Sachverständigen (Dr. Elster) wieder, die dieser in einem Vortrag „Biologie und Stoffkreislauf in gesunden und kranken Gewässern am 4. Dezember 1954 in Neustadt aussprach. Bekanntlich steht in Neustadt eine riesige Zellulosefabrik, die zwar eine moderne Kläranlage gebaut hat, die aber trotzdem 25 % ihrer Abfallprodukte gelöst ins Abwasser geben muß, welche sich zersetzen, im Staubecken den Sauerstoff aufzehren und dann einen Schlamm bilden, der sich auf den Boden setzt, verfault und das Wasser samt der Luft verpestet. So geschieht es z. B. in der großen Bleilochsperre im Saaletal, wo sich in wenigen Jahren eine Schicht von 20 m Faulschlamm abgesetzt hat.

Die leitenden Männer der Schluchseewerk AG. müssen übrigens ein sehr schlechtes Gewissen haben, wenn sie (nach eigener Mitteilung) über 100 000 DM im Kampf gegen die Arbeitsgemeinschaft ausgegeben haben. Dasselbe schlechte Gewissen spricht aus der Tatsache, daß bei einer Führung des Wirtschafts- und Verkehrsausschusses des Landtags am 22. und 23. Oktober 1954 die Beteiligung eines Vertreters des Naturschutzes abgelehnt worden ist. Es muß mit aller Entschiedenheit verlangt werden, daß die Vertreter des Landtags und der Regierung sich die Auffassungen der Sachverständigen des Naturschutzes an Ort und Stelle vortragen lassen. Mit Interesse wird man auch vernehmen, daß zu einer Versammlung der Arbeitsgemeinschaft „Heimatschutz Schwarzwald“ in Freiburg die Schluchseewerk AG. zwei Omnibusse mit Angestellten und Arbeitern ihres Werkes schickten, um die Versammlung zu stören. Wahrlich, die Herren Direktoren haben vom Dritten Reich etwas gelernt!

Das 3. Heft nennt sich „Wutach-Brevier“. Es hat einen Umfang von 68 Seiten und bringt zahlreiche Wiedergaben ausgezeichneter Photos und eine Übersichtskarte. Mehrere Universitätsprofessoren und andere Sachverständige legen den außerordentlich großen Wert der Wutachschlucht für die Naturwissenschaft dar und betonen, daß schon durch die Störung des natürlichen Gleichgewichts das Naturschutzgebiet entwertet werde. Professor Dr. Konrad Guenther, der kürzlich verstorbene

Nestor des Naturschutzes, spricht von dem „aufgeschlagenen Buch“ für die Geologie, Botanik und Zoologie, von einem unersetzlichen „Lehrobjekt für Universitäten“, von einer einzigartigen Landschaft im Schwarzwald. Kann eine Regierung über das Gutachten der Naturwissenschaftlich-Mathematischen Fakultät der Universität Freiburg oder über die 172 000 Proteste aus der Bevölkerung kurzer Hand hinweggehen, da eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Ableitung der Wutach nicht besteht? Die Schluchseewerk AG. bagatellisiert die Folgen ihres geplanten Eingriffs. Die Vertreter der Wissenschaft und des Naturschutzes behaupten mit gutem Grund, daß mit der Stauung und Ableitung des Wassers sich in der Wutachschlucht vielmehr „alles geändert, das Lebelement und der Lebensfaktor, der die Schlucht geschaffen habe, weggenommen werde, nämlich das Wasser in seiner bisherigen Dynamik“. An einem solchen Beispiel könne man „endlich einmal die großen Naturzusammenhänge“ begreiflich machen. Dr. Elster sagt: „Gewässerschutz ist ein Problem auf Leben und Tod einer Landschaft“, denn das Wasser ist „das Blut der Landschaft“.

Ebenso wehren sich Land- und Forstwirtschaft gegen das Projekt wegen der Grundwasserabsenkung, der nicht ausreichenden Schuttbeförderung, der Veränderung des Kleinklimas und der Luftfeuchtigkeit, sodann die Fischerei, die auf den früher berühmten Forellenreichtum der Wutach hinweist (für 100 000 DM Jahresproduktion) und nicht zuletzt der Fremdenverkehr, ja selbst die Industrien, die an der Wutach angesiedelt sind und von ihr abhängen. Sie verlangen, daß jede weitere Ableitung von Gewässern unterbleibe, weil niemand die Schäden voraussagen könne, die eintreten werden und die man mit Geld nicht abfinden könne. Auch Trinkwasserversorgungen sind gefährdet. Der Leiter des Kulturstamtes beim Regierungspräsidium, Min.-Rat Prof. Dr. Asal, faßt alle Gegengründe des Naturschutzes wirkungsvoll und überzeugend zusammen. Die deutschen Beauftragten des Naturschutzes nahmen in Freiburg am 25. August 1954 einstimmig eine Entschließung an, in der die Wutachschlucht als „einzigartiges Naturkleinod“ bezeichnet und „schärfster Protest gegen die Opferung unwiederbringlicher heimatlicher Werte zugunsten eines wirtschaftlichen Nutzeffektes erhoben wird“, der auch auf anderem Weg erreicht werden könne. Forstmeister Hockenjos bezeichnet am Schluß des Heftes die Wutachableitung als unsinniges Opfer, „als Schildbürgerstreich der Technik, als Fehlentscheidung der Regierung und als eine kulturelle Barbarei“.

Zusammenfassung:

Der durch die Umleitung des Wutachwassers (zu etwa 75 %) gewonnene Strom beträgt nur etwa 7 % der Erzeugung des ganzen Werkes. Dieser Strom kann anderweitig, z. B. aus der Schweiz und vom Oberrhein bezogen werden, wie man ja auch andere Waren bezieht. Er kann auch mit Wärmekraftwerken erzeugt werden. Die Wutach aber mit allem was sie der Wissenschaft, der Landeskultur, der Fischerei, den Anliegern und der Industrie,

dem Naturfreund, dem Wanderer, dem Fremdenverkehr bietet, kann man nicht mit Geld zurückkaufen. Sie ist endgültig verloren und für alle Zeiten in ihrer Einmaligkeit zerstört. Jetzt wird es sich zeigen, was der Naturschutz gegenüber der Wirtschaft wiegt, ob wir unserem Volk noch solche unwiederbringliche Heimatwerte erhalten können. Ja, wir fürchten die Macht des Kapitals (das RWE besitzt Werke, die 30 % der elektrischen Energie der Bundesrepublik erzeugen), wir wissen, daß das gefährlichste aller Tiere das Goldene Kalb ist. Ist der Landtag die Vertretung des Volkes und wird er sich vor das Volk stellen, das die Erhaltung der Wutachschlucht in ihrem natürlichen Gleichgewicht fordert? Sind wir eine soziale Republik, in der man dem Volk die Heimat erhält und nicht um Geld verkauft? Wird der Landtag und die von ihm beauftragte Regierung den Tanz um das Goldene Kalb mitmachen oder nicht? Das ist jetzt die Frage.

Gibt es eine Wiedergutmachung von Landschaftssünden durch Steinbrüche?

Es ist eine alte Forderung des Naturschutzes, daß bei Zerstörungen von Naturschönheiten durch die Technik wenigstens gute Bauwerke an die Stelle verlorener Natur gesetzt, Wunden in der Landschaft nach Möglichkeit ausgeheilt und geschlossen, Sünden an der Landschaft bis zu einem gewissen Grad wiedergutmacht werden sollen. Diese Forderungen werden z. B. bei modernen Autostraßen in weit höherem Grad erfüllt, als es früher bei Straßenbauten oder gar an der Eisenbahn der Fall war. Der Wasserbau bleibt in dieser Hinsicht meist noch weit zurück und hat noch viel zu lernen und Opfer zu bringen. Die Steinbrüche zeichnen sich in der Regel durch auffallende Brutalität, mindestens durch Unbekümmertheit gegenüber der Landschaft aus, die doch der Allgemeinheit gehört und als Volksgut zu gelten hat. Die größten Wunden schlagen die Zementfabrikation, die Braunkohlentagebaue, manche Schotterwerke, Baggerbetriebe und Werksteinbrüche. Diesen scheint jetzt aber da und dort das Gewissen zu schlagen und das Gefühl der Verantwortung zu erwachen. Ein Schwabe, nämlich Dr. Eberhard Spohn des Zementwerkes Blaubeuren Gebr. Spohn AG (das dem Portland-Zementwerk Heidelberg angeschlossen ist), geht hier bahnbrechend voran und beschreitet neue Wege, die nicht bloß eine gewisse Wiedergutmachung zum Ziel haben, sondern die auch volkswirtschaftliches Neuland erschließen. Dr. Spohn berichtet darüber in der Werkzeitschrift Heft 4 1955 „Der Heidelberger Portländer“.

Es handelt sich, kurz gesagt, um folgendes: Der große Steinbruch des Zementwerkes Blaubeuren (der glücklicherweise vom Blautal aus nicht zu sehen ist) im oberen weißen Jura besteht seit 100 Jahren. Der Abbau erfolgt zur Zeit, wie auch sonst bei Zementwerken, in einem unvorstellbar raschen Tempo, so daß heute etwa 20 ha

Fläche abgeräumt sind. Diese war noch 1936 wüstenartig, von Schutthügeln aus Abraum bedeckt, der nur zum Teil bewachsen war. Diese Halden konnten seitdem infolge des Einsatzes neuer Mischmaschinen „in Zement verwandelt“ werden, so daß eine kahle Steinfläche entstand. Dies ließ in Dr. Spohn den Plan reifen, unter Verwertung von städtischem Müll unter anderem einen Humus zu schaffen, der Gartenbau ermöglichen und schließlich die ganze Fläche in ertragfähiges Land zurückverwandeln sollte. Er studierte erst einmal gründlich den Vorgang der Kompostierung von Müll, die Züchtung von Bodenbakterien und sogar von Regenwürmern. Als dann ging er daran, die bereits gemachten Großversuche über die Verwertung von großstädtischen Abfällen näher kennenzulernen und die dafür verwendeten Maschinen zu prüfen. Solche gab es in Baden-Baden und vor allem in Holland, wo der aus Müll hergestellte Humus für Gemüsekulturen und für Kultivierung von Neuland verwendet wird. Eine Anlage verarbeitet die Abfälle von 750 000 Menschen. Der wesentliche Bestandteil der maschinellen Anlage ist eine Raspel, die den Müll zerkleinert und durchsiebt. Vorher aber müssen 10 % Sperrgut, wie Scherben, Konservenbüchsen, andere metallische Bestandteile, Gummi usw. beseitigt (ausgelesen oder ausgeschleudert) werden. Eisen holt ein Magnet heraus. Aus 1 cbm sind für DM 1,50 Schrott, Knochen, Lumpen unter anderem zu gewinnen. Was sich nicht zerkleinern läßt (5–10 %), kommt als Unterlage auf den nackten Steinboden. Der von kleinen Hartbestandteilen befreite zerkleinerte Müll wird nun zuerst auf Haufen geschüttet und unter Sauerstoffmangel „vergohren“, wobei eine Temperatur von 70°–80° C entsteht und alle Krankheitserreger und Wurmeier getötet werden. Von jetzt ab erfolgt das Umschaukeln und der Zutritt von Luft und Feuchtigkeit, die Beigabe von Kompost oder Gartenerde und von Regenwürmern, die Impfung mit Bakterienkulturen, die Beimischung von Klärschlamm bis zu 10 % und von chemischen Düngesalzen. Nach Blaubeuren hat als erste deutsche Stadt Heidelberg eine Verwertungsanlage für Müll in Betrieb gesetzt. Dr. Spohn schreibt: „Wir können es uns nicht leisten, die wertvollen Stoffe im Müll umkommen zu lassen, wir müssen sie nutzen und den gestörten Kreislauf des Lebendigen wieder herstellen.“ Was uns vom Standpunkt des Natur- und Naturschutzes interessiert, ist die Möglichkeit, Flächen ohne Mutterboden zu humifizieren, Wunden, besonders Steinbruchwunden auszuheilen – die Narben bleiben freilich – und den Ertrag der Gärtnereien und Felder zu intensivieren, damit Moore, Heiden und andere natürliche Reste der Landschaft erhalten bleiben können. Auf die 20 ha eingeebneten Steinbruchgeländes der Zementfabrik Blaubeuren wird zunächst der nichtkompostierfähige Abfall des bereits vom Metall gesäuberten Mülls unter Umständen mit losem Bau- und Abraumschutt aufgetragen. Als dann folgt eine etwa 30 cm starke, mit Leben erfüllte nährstoffreiche Kompostschicht, auf der ertragreiche Gärten sachkundig angelegt werden. Ich selbst habe sie mit

Bewunderung betrachtet. Das Verfahren ist natürlich nicht billig und erforderte bisher erhebliche Opfer und ein (schon in der Familie Spohn liegendes) besonderes Interesse an öffentlichen Fragen der Wohlfahrt und der Kultur nach dem alten Satz „Eigentum verpflichtet“. Erst im Großbetrieb wird das Verfahren wirklich noch „lohnend“. Die Raspel (Drehscheiben System Dorr-Oliver) der Blaubeurer Anlage hat einen Durchmesser von 4 m, sie könnte den Müll von 30 000 Einwohnern verarbeiten, während sie nur von 8 000 „versorgt“ wird. Die Kapazität der Anlage läßt sich leicht vergrößern. – Solche Müllverarbeitungsanlagen haben von unserem Standpunkt aus auch noch eine andere positive Seite. Die großen, stinkenden und häßlichen Müllhaufen verschwinden in der Landschaft und gleichzeitig werden erhebliche Mengen Schrott in den Kreislauf der Wirtschaft zurückgeführt. Von dem Nutzen für die Erzeugung von Gemüse und vielleicht auch Obst (unter Umständen sogar von Holz in neuen oder in gedüngten alten Wäldern) war schon die Rede. Diese Intensivierung der Landwirtschaft durch die Schaffung von lebendigem Mutterboden für Garten und Gewächshäuser liegt ganz in der Richtung alter, von mir immer wieder gestellter Forderungen, bei der viel mehr herauskommt, als durch die gewaltsame Kultivierung (mit G'walt kann mer a Gois am Schwänzle rum lupfe) der letzten Reste von Urnatur- und Halbkulturf lächen, der Weiden und Magerwiesen. In dem Bestreben nach landwirtschaftlicher Wiedergutmachung bei Steinbruchbetrieben hat Dr. Spohn eine Pionierarbeit von weittragender Bedeutung geleistet, gegen die es keine Einwendungen gibt wie etwa bei den sogenannten Verrieselungen von städtischen Abwassern.

Hans Schwenkel

Um das Hörnle

Bei heftigem Schneetreiben, aber noch vor der großen Kälte fanden sich am 30. Januar in dem Steinbruch am Hörnle und nach eingehender Besichtigung des Zementwerks Nürtingen in diesem Vertreter des vom Kultusministerium mit dieser Angelegenheit beauftragten Regierungspräsidiums Tübingen (Wirtschaftsreferat und Kulturreferat) und des Landratsamts Reutlingen, der Bürgermeister von Dettingen, Vorstandsmitglieder der Aktiengesellschaft Portlandzementwerke Heidelberg, die Direktoren des Zementwerks Nürtingen und zahlreiche Vertreter des Naturschutzes und der Forstverwaltung zusammen, um über das Schicksal des Hörnle, eine seit Jahren schwebende Frage, zu beraten. Der Naturschutzbehörde liegt der Antrag der Portlandzementwerke vor, ihnen zu gestatten, zur Materialgewinnung für das Zementwerk Nürtingen das ganze, unter Naturschutz stehende Hörnle, nach Erwerbung des Grundeigentums, im Lauf von 60 bis 100 Jahren bis auf etwa 580 m ü. d. M. abzutragen. Die Antragstellerin sieht sich nicht in der Lage, in das Zementwerk Nürtingen, das ein Kapital von über 30 Millionen DM darstellt, für notwendig werdende

Erneuerungen und Verbesserungen weiteres Kapital hinzustecken, so lange sie damit rechnen muß, eines Tages an der vom Naturschutz gezogenen Abbaugrenze angelangt zu sein. Sie erklärte sich bereit, alles zu tun, um an der Stelle des Abbaus ein neues erträgliches Landschaftsbild herzustellen.

In einer von reiner Sachlichkeit und vollem beiderseitigem Verständnis für den Standpunkt der Gegenseite getragenen ausgiebigen Verhandlung wurde das Für und Wider eingehend erörtert. Die Antragstellerin machte die Unentbehrlichkeit des wertvollen Nürtinger Werks geltend, das seinen Hauptabsatz in dem bis Nürtingen reichenden Stuttgarter Raum habe und auf diese kurzen Entfernungen von Transportsteuer befreit sei. Von Seiten des Naturschutzes wies insbesondere Prof. Dr. Schwenkel auf die große landschaftliche Bedeutung des Hörnle, für die er seit vielen Jahren eingetreten sei, auf die durch ein gegenteiliges Gutachten der Landeswetterwarte keineswegs widerlegte Möglichkeit nachteiliger klimatischer Folgen des für Nord- und Südwinde freie Bahn schaffenden Abbaus und auf das grundsätzlich Bedenkliche eines Opfers an Naturschönheit für wirtschaftliche Zwecke hin. Prof. Dr. G. Wagner aus Tübingen hob hervor, daß während des lange Jahrzehnte dauernden Abbaus das Abbruchgebiet auf weite Entfernung einen überaus abstoßenden Anblick darbieten und zuletzt doch die Erschöpfung des Materials das Zementwerk Nürtingen betriebsunfähig machen werde. Von diesen beiden Geologen, die die Unmöglichkeit zugaben, am Nordrand der Alb ein Ersatzgebiet zu finden, und von anderen Rednern wurde die Frage einer Verlegung des Nürtinger Betriebs aufgeworfen. Das stillgelegte Werk Münsingen wie überhaupt die Albhochfläche kommt dafür, wie der technische Direktor des Nürtinger Werks darlegte, wegen des Fehlens der außerordentlich großen für ein neuzeitliches Zementwerk notwendigen Wassermengen nicht in Betracht. Gegen die Verlagerung nach Schellklingen-Blaubeuren wurde von der Antragstellerin die bedeutende Verlängerung der Transportwege geltend gemacht. Dem wurde allerdings entgegengehalten, daß dort die in Nürtingen notwendige umständliche Beförderung des Rohmaterials vom Steinbruch mittels Schwebel- und Eisenbahn zur Fabrik wegfielen, wodurch höhere Kosten des Zementwerks ausgeglichen würden.

Ein gemeinsamer Standpunkt ließ sich naturgemäß nicht finden. Die Vertreter des Naturschutzes, darunter der Schwäbische Heimatbund, erklärten einmütig bei voller Anerkennung der gewaltigen wirtschaftlichen Bedeutung der Zementindustrie, die nach den Mitteilungen der Antragstellerin für die kommenden Jahre, u. a. zu militärischen Zwecken, vor riesigen Anforderungen steht, die Abtragung eines Berges von landschaftlich hervorragender Bedeutung für unvereinbar mit dem Gedanken des Heimatschutzes und für einen Vorgang von gefährlichster grundsätzlicher Bedeutung.

Das Wort haben nun die Naturschutzbehörden.

Alfred Neuschler

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
 Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Tagungen 1956

Rottweiler Tage

Baar mit Südwestalb, Schwarzwald und Hegau 21.–27. Juli 1956

Der diesjährige Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes, der sich den „Oberschwäbischen Tagen“ 1952 in Ochsenhausen, den „Allgäuer Tagen“ 1953 in Isny, den „Hohenloher Tagen“ 1954 und den „Bodensee-Tagen“ 1955 zur Seite stellen kann, wird in der ersten Woche der Sommerferien in Rottweil abgehalten werden und dem Raum um Südwestalb, Schwarzwald und Hegau mit der Baar gelten. Wiederum werden Vorträge, künstlerische Veranstaltungen, Führungen und Fahrten die Teilnehmer mit den Eigentümlichkeiten und Schönheiten dieses besonderen Raumes vertraut machen. Für die Unterbringung stehen, von einem Massenquartier abgesehen, Hotels, Gasthäuser und Privatquartiere zur Verfügung; Vollpension für die Dauer der Tagung ist in allen Fällen verbindlich (bei Tagesfahrten wird das Mittagessen in kalter Form mitgegeben und ein warmes Abendessen gereicht); die hierfür geltenden Sätze werden im nächsten Heft veröffentlicht (sie betragen, je nach Art der Unterkunft zwischen 6.— und 10.— DM im Tag).

Teilnahmeberechtigt ist jedermann, der sich bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes angemeldet hat und sich im Besitz einer Teilnehmerkarte befindet. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 8.— DM, für Nichtmitglieder 12.— DM. Diese ist bei der Anmeldung zu bezahlen; sie verfällt wenn der Teilnehmer seine Anmeldung nach dem 15. Juli zurückzieht. Diese Gebühr stellt das Entgelt für sämtliche Geschäftskosten dar und schließt den freien Eintritt zu allen Veranstaltungen, sowie kostenlose Beteiligung an allen Führungen ein. Die Fahrpreise der verschiedenen Studienfahrten sind gesondert zu entrichten. Ein Zwang zur Beteiligung an diesen Fahrten besteht nicht.

Da die Teilnehmerzahl auf höchstens 120 Personen beschränkt werden muß, empfiehlt sich baldige Anmeldung.

Programm

Samstag, 21. Juli: Anreise.

20.00 Feierliche Eröffnung im Musikpavillon der Konrad-Witz-Schule mit kammermusikalischer Umrahmung und Lichtbildervortrag von Oberstudiendirektor Franz Betz, „Rottweil im südwestdeutschen Raum“.

Sonntag, 22. Juli:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

11.00 Öffentliches Volksliedersingen unter Mitwirkung eines Chors und der Stadtkapelle Rottweil.

14.00 Führungen durch die Stadt Rottweil und ihre Kirchen einschließlich von Rottenmünster.

Es führen: durch die Stadt Studienrat Walter, durch die Heilig-Kreuz-Kirche Studienrat Stähle, durch die Dominikanerkirche Studienrat Fetzer, durch die Kapellenkirche und die Ruhe-Christi-Kapelle Oberstudiendirektor Betz, durch Rottenmünster Pfarrer Zimmermann.

20.00 „Die Heimat im Spiegel der Dichtung“, im Musikpavillon der Konrad-Witz-Schule, Rezitationen unter Mitwirkung der literarisch-dramatischen Gesellschaft Rottweil, mit kammermusikalischer Umrahmung.

Montag, 23. Juli:

8.00 Ganztägige Studienfahrt Rottweil – Horgen – Fischbach – Königsfeld – Peterzell – St. Georgen – Triberg (Wasserfall und Wallfahrtskirche) – St. Georgen – Tennenbronn – Bernecktal – Schramberg – Schiltach – Alpirsbach (Kloster und Klosterkirche) – 24 Höfe – Fluorn – Waldmössingen – Rottweil.

Führungen: Prof. Dr. H. Schwenkel, Dr. J. Stemmer (Natur und Landschaft), Dr. A. Schahl (Kunstgeschichte).

Dienstag, 24. Juli:

8.30 Vortrag von Dr. J. Stemmer im Musikpavillon der Konrad-Witz-Schule „Die Baarlandschaft im Wandel der Zeiten“ (mit Lichtbildern).

10.30 Vortrag von Syndikus Dr. Mußler am gleichen Ort „Die industrielle Entwicklung in der Südwestalb, der Baar und dem anschließenden Schwarzwald“.

13.30 Halbtägige Studienfahrt Rottweil – Neckarburg (Hofgut, Ruine, Kapelle) – Villingendorf – Tal-

hausen – Ruine Herrenzimmern – Epfendorf – Schenkenburg – Harthausen – Ramstein (Schlichem-Klamm) – Böhlingen – Maria Hochheim – Irslingen (Dorfkirche) – Gößlingen (Dorfkirche) – Rottweil.

Führungen: Prof. Dr. H. Schwenkel, Dr. J. Stemmer (Natur und Landschaft), Oberstudiendirektor Franz Betz (Geschichte), Dr. A. Schahl (Kunstgeschichte).

- 20.00 Vortrag von Pfarrer Dr. theol. Dr. phil. G. Merkle im Musikpavillon der Konrad-Witz-Schule „Die Bildwerke der Lorenzkapelle“ (mit Lichtbildern).

Mittwoch, 25. Juli:

- 8.00 Ganztägige Studienfahrt Rottweil – Dreifaltigkeitsberg mit Klippeneck – Tuttlingen – Witthoh – Steinbruch Höwenegg – Engen mit Achquelle – Rottweil.

Donnerstag, 26. Juli:

- 8.00 Besichtigung der Bildwerke der Lorenzkapelle mit Führung von Pfarrer Dr. theol. Dr. phil. G. Merkle sowie des Museums mit Führung von Dr. A. Bertsch, wechselweise in Gruppen.
- 13.30 Halbtägige Studienfahrt Rottweil – Trossingen (Besichtigung der Firma Hohner) – Schwenningen

(Stadtbesichtigung mit Führung von Dr. Ströbel) – Villingen (mit Führung von Prof. Revellio) – Rottweil.

- 20.00 Vortrag von Willy Baur im Musikpavillon der Konrad-Witz-Schule „Die Fasnet im schwäbisch-alemannischen Raum“ (mit farbigen Originalaufnahmen).

Freitag, 27. Juli:

- 8.00 Ganztägige Studienfahrt Rottweil – Baar mit Lupfen und Karpfen – Donaueschingen (mit Führungen durch das Museum und die Bibliothek) – Wutachschlucht – Rottweil.

Führungen: Prof. Dr. H. Schwenkel und Dr. J. Stemmer (Natur und Landschaft), Altgraf Salm und andere Persönlichkeiten (Museum und Bibliothek Donaueschingen).

- 20.00 Geselliger Abend im bewirtschafteten Sonnensaal unter Mitwirkung eines Trossinger Hand- und Mundharmonikatrios, einer Sing- und Tanzgruppe des Vereins „Baaremer Tracht“, der Mundarten-dichter Hugo Geißler aus Tuttlingen und Karl Hötzer aus Tübingen (eigene Dichtungen und Dichtungen von Matthias Koch).

Samstag, 28. Juli: Abreise.

Pfingsttage in Ochsenhausen

Vom 19. bis 21. Mai 1956 wird das diesjährige Pfingsttreffen der Freunde Oberschwabens in Ochsenhausen stattfinden. Eine ganztägige Orgelfahrt mit Dr. Supper, zwei bedeutende wissenschaftliche Vorträge über die Kunst und Kultur des Barocks und eine Dichterlesung, dazu eine der berühmten Gablerorgel in Ochsenhausen gewidmete Orgelstunde, stellen die Hauptanziehungspunkte des diesjährigen Programms dar. Wir laden hiermit zum Besuch dieser Veranstaltung ein. Die Beteiligung ist Mitgliedern und Nichtmitgliedern möglich, wobei die Teilnehmergebühr für Mitglieder 3.– DM, für Nichtmitglieder 5.– DM beträgt. Diese Gebühr schließt den freien Eintritt zu allen Veranstaltungen ein. Der Fahrpreis für die Studienfahrt am Pfingstmontag ist gesondert zu entrichten. Die Kosten für Unterbringung und Verpflegung gehen auf eigene Rechnung des Teilnehmers. Hierfür gelten die bisher üblichen Sätze von etwa 6.– DM für Übernachtung mit Frühstück in Gasthäusern, 3.– DM für Übernachtung mit Frühstück in Privatquartieren; sonstige Verpflegung in Gasthäusern nach Karte. Von Stuttgart nach Ochsenhausen und zurück wird eine Gesellschaftsfahrt zum halben Bahnpreis durchgeführt werden (Einzelheiten werden gegebenenfalls nach Anmeldung mitgeteilt).

Programm

Samstag, 19. Mai: Anreisetag.

- 20.00 Eröffnung und Begrüßung.

Festvortrag von Universitätsprofessor Dr. Hans Tintelnot, Göttingen, „Barocke Feste“.

Sonntag, 20. Mai:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

- 10.45 Vortrag von P. Dr. Reinh. Kempter, Direktor des Salvatorkollegs Wurzach, „Die Baugesinnung des Barock in Oberschwaben“.

- 16.00 „Stunde der Orgel“ in der Kirche des ehemaligen Reichsstiftes Ochsenhausen. Es spielt Hauptkonservator Dr. Walter Supper, erster Vorsitzender der Gesellschaft der Orgelfreunde, auf der Gabler-Orgel (mit Erläuterungen an der Orgel).

- 20.00 Maria Müller-Gögler liest aus eigenen Werken.

Montag, 21. Mai:

- 8.00 Orgelfahrt mit Dr. W. Supper zu den Barockorgeln des östlichen Oberschwabens: Ochsenhausen – Seibranz (neue Orgel der Fa. Gebrüder Reiser, Biberach) – Schloß Zeil (Orgel der ehemaligen Stiftskirche) – Leutkirch – Legau, Lehenbühlkapelle (Orgel des 18. Jahrhunderts) – Mariä Steinbach (Orgel von J. Gabler) – Ottobeuren (Orgel von K. J. Riepp) – Rot a. d. Rot (Orgel von J. N. Holz-hay) – Ochsenhausen.

Jahreshauptversammlung 1956

Die diesjährige Jahreshauptversammlung unseres Bundes wird, wiederum gemeinsam mit der Hauptversammlung des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, am 16. und 17. Juni in Schwäbisch Hall durchgeführt werden. Wir geben hiermit eine Vorschau auf das vorläufige Programm, das im nächsten Heft ausführlich angezeigt werden soll.

Samstag, 16. Juni:

15.30 Eröffnung im Solbad.

15.45 Kurzreferat von Dr. G. Wunder „Haller Siederefamilien“.

16.15 Kurzreferat von Dr. H. Scheerer über ein botanisches Thema.

17.15 Mitgliederversammlungen

a) des Bundes am Ort,

b) des Verbandes im Rathaussaal.

20.00 Freilichtspiel vor St. Michael „Die Bürger von Calais“.

Sonntag, 17. Juni:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste beider Konfessionen.

10.30 Feierstunde, vermutlich in der Johanniterhalle oder dem Konferenzsaal der Bausparkasse, mit Begrüßungen und Festvorträgen nebst kammermusikalischer Umrahmung.

14.00 Vorführung der Siedertänze durch den „Kleinen Siedershof“ auf dem Grasbödele.

14.30 Wahlweise

a) Studienfahrt nach Gnadental und Waldenburg mit Führung Dr. H. Scheerer und K. Schumm,

b) Museums- und Stadtführungen.

Tagungen für Baugestaltung auf dem Lande

Der Schwäbische Heimatbund veranstaltet, zusammen mit dem BDA, in diesem Jahr mehrere Tagungen für Baugestaltung auf dem Lande, die in verschiedenen Teilen des Landes durchgeführt werden sollen. Diese wenden sich nicht nur an den Kreis der Privataarchitekten, sondern vor allem die Herren Stadt- und Kreisbaumeister sowie Bürgermeister.

Die erste Tagung dieser Art wird am Freitag, 2. März, auf der Burg Hohenzollern stattfinden und 9.30 Uhr beginnen. Sie ist dem Thema:

„Die wachsende Gemeinde-Planung und Verwirklichung“ gewidmet. Es sollen hierbei sprechen die Herren Ober-

bürgermeister Bindereif, Oberregierungs- und -baurat H. Gerber, Prof. Liedecke und Dozent Dr. Röhm.

Nachmittags 14.30 wird eine Rundfahrt stattfinden, die mit einem geselligen Zusammensein, bei dem Gelegenheit zur Aussprache gegeben wird, abschließen soll.

Die Teilnehmer mit eigenem Wagen können an den Verbotsschildern vorbei bis hinauf an den Burghof fahren oder, falls dieser besetzt ist, ihre Wagen auf der oberen Bastion abstellen. Die Teilnehmer, die mit der Bahn kommen, werden vom Bahnhof aus in eigens dafür bereitgestellten Wagen auf die Burg gebracht. Anmeldung bei der Geschäftsstelle ist unter allen Umständen erforderlich. Genaue Programme liegen bis Mitte Februar bei der Geschäftsstelle vor und können dort angefordert werden.

Tagung für Feiergusaltung auf dem Lande

Alle diejenigen, welchen es nicht nur um volks- und heimatkundliches Wissen, sondern um die Anwendung dieses Wissens auf Fragen der Gestaltung des Lebens in der Gegenwart geht, rufen wir schon heute zur Teilnahme an einer Tagung auf, die sich der so wichtigen Frage der Feiergusaltung zuwenden wird. Offenbart sich doch gerade bei der Verwendung, die der Mensch unserer Tage – und um diesen geht es uns – von seiner Freizeit macht, seine Blöße am deutlichsten. Wenn der Mensch „nichts tut“, zeigt sich, wer er eigentlich ist. Stunden, die zur Entspannung, Sammlung und Aufbauung in einem größeren, gemeinsamen Leben bestimmt sind, vergehen in Überspannung, Zerstreuung und Erschöpfung. Und das „Feiern um jeden Preis“, das „Festen“ in jeder Gestalt, alle Versuche, irgendwie den Weg über sich hinaus zu finden, alle Versuche einer bedingungslosen Gemeinschaft,

die womöglich noch unter Vorwand der Pflege überlieferter Werte unternommen werden, sie zeigen doch nur die schlecht verhehlte Öde und Leere an, in der sich der einzelne Mensch bewegt, der sich heute höchstens nach seiner materiellen Seite als Teil eines überpersönlichen, ebenfalls nur materiellen, Ganzen erkennt und als Stück in einem Mechanismus, als Zahnrad einer Maschine erfährt. Wie schaffen wir hier eine wirkliche Befreiung, eine Freiheit „zu“ dem eigentlichen Tun und nicht nur eine Freiheit „von“ dem alltäglichen Tun. Wie bieten wir die Möglichkeit einer wahren Erhebung? Wie kann hier geholfen werden? Dies sind die Grundfragen, mit denen die Teilnehmer zu jener Tagung kommen sollen, deren Ort noch nicht feststeht, während als Zeit vermutlich das verlängerte Wochenende über den 6. und 7. Oktober in Betracht kommt. Die Leitung hat Prof. Dr. H. Dölker von der Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart.

Studien- und Lehrfahrten im Sommerhalbjahr 1956

Der Schwäbische Heimatbund führt auch in diesem Jahr wieder eine größere Zahl von Studien- und Lehrfahrten unter wissenschaftlicher Führung durch, die von den einzelnen Ortsgruppen unternommen und angezeigt werden. Die Teilnahme hieran ist jedem Mitglied und, gegen einen Aufschlag von 10 %, auch Nichtmitgliedern möglich. Die Fahrten werden, wenn nicht anders angegeben, in Omnibussen durchgeführt. Anmeldung ist in allen Fällen erforderlich.

Die nachfolgend aufgeführten Fahrten werden von Stuttgart aus unternommen, stehen jedoch den Mitgliedern im ganzen Lande offen, was wir vor allem hinsichtlich der Auslandsfahrten zu beachten bitten. Für diese sind Pässe erforderlich, deren Nummer und Ausstellungsort bei der Anmeldung für eine solche Fahrt angegeben werden sollen. Die angegebenen Preise verstehen sich einschließlich Fahrtkosten, Führung und anfallenden Eintrittsgeldern; Übernachtung und Frühstück werden, zu möglichst preiswerten Sätzen, durch die Geschäftsstelle vermittelt. Die Zurückziehung einer Anmeldung kann bis spätestens acht Tage vor Fahrtbeginn erfolgen. Für Anmeldungen auf Zahlungsabschnitten übernehmen wir keine Gewähr.

Kirchen und Schlösser zwischen Schönbuch und Gäu

Führung: Prof. Dr. H. Dölker (Volkskunde) und Dr. A. Schabl (Kunstgeschichte)

Sonntag, 15. April, 8.00: Stuttgart – Döffingen (Schlacht von Döffingen) – Dätzingen (Schloß) – Gärtringen (spätgotische Dorfkirche und Schloß) – Sindlingen (ehem. Schloß der Freiherren von Bernerlin nebst Kapelle mit Erinnerungen an Franziska von Hohenheim, Beispiel der Neubesiedlung einer Markung) – Kuppigen (das „Heidenkirchlein“, ein Beitrag zur frühen Kirchengeschichte unserer Heimat, Dorfkirche des 14. Jahrhunderts) – Rohrau (Sandbauerndorf) – Hildrizhausen (Dorfkirche mit romanischen Schiffen und spätgotischem Chor) – Mauren (Schloß des H. Schickhardt) – Stuttgart.

Diese Fahrt will die verborgenen Schönheiten kunst- und kulturgeschichtlicher Art im Raum zwischen Schönbuch und oberem Gäu aufzeigen, wobei mehrere baugeschichtlich höchst aufschlußreiche, ehrwürdige Kirchen und interessante adelige Landsitze aufgesucht werden. Das vergessene Sindlingen, zeitweiliger Aufenthalt von Franziska von Hohenheim, wird besondere Berücksichtigung finden. Zugleich werden volkscundlich so wichtige Erscheinungen wie das Sandbauerndorf Rohrau und die Neubesiedlung der Markung von Sindlingen behandelt werden. Eine besondere Betrachtung gilt dem Schlachtfeld von Döffingen.

Teilnehmergebühr: 4.40 DM.

Elsaß mit Vogesen und Mömpelgard

1. 29. April bis 1. Mai (Abfahrt 6.00 Uhr)

mit geologischer Führung von Univers.-Prof. Dr. Hölder

2. 12. Mai bis 14. Mai (Abfahrt 6.00 Uhr)

3. 26. Mai bis 28. Mai (Abfahrt 6.00 Uhr)

Die kunstgeschichtliche und geschichtliche Führung hat bei allen drei Fahrten Dr. A. Schabl.

29. April: Stuttgart – Straßburg – Schlettstadt – Hochkönigsburg (755 m, der „Hohenzollern“ des Elsaß, gewaltigste Buranlage am Oberrhein, 1901–10 durch Bodo Ehardt aus einer Ruine des 13.–15. Jahrhunderts umgebaut) – Kolmar (Museum mit Isenheimer Altar des Matthias Grünewald und anderen bedeutenden Gemälden und Holzbildwerken; ferner Stadtbesichtigung: Dominikanerkirche, Münster St. Martin mit der Madonna im Rosenhag von M. Schongauer, Gerichtslaube, Pfistersches Haus, ehem. Franziskanerkirche, ehem. Bürgerspital, Neubau, Kaufhaus, Johanniterhaus usw.).

30. April: Kolmar – Rufach (spätromanische bis frühgotische Kirche St. Arbogast) – Belfort – Mömpelgard (württembergisches Schloß aus dem 15.–18. Jahrhundert, Rathaus, Pfarrkirche St. Martin, Akademie, Bürgerhäuser mit besonderer Berücksichtigung der Werke von H. Schickhardt und de la Guèpière, ferner Citadelle mit Ausblick auf die Vogesen und den Jura) – Belfort – Vogesenhochstraße (Hartmannsweilerkopf mit Besuch der Soldatenfriedhöfe und Stellungen 1914–18, Großer Belchen, Markstein, Rainkopf, Hohnack, Schlucht) – Münstertal – Kolmar.

1. Mai: Kolmar – Reichenweier (württembergische Residenzstadt mit Schloß, dem Geburtsort des Herzogs Ulrich, schönsten Ortsbild des Elsaß) – Schlettstadt (Kirchen St. Fides und St. Georg, Prälatenhaus, Haus Ziegler, Barbarasaal) – Odilienberg (753 m, alte Wallfahrtsstätte, Klosterkirche, Klosterhof, Kapelle St. Johannes, Kreuzkapelle, Odilienkapelle, Tränenkapelle und Engelskapelle) – Rosheim (spätromanische bis frühgotische Kirche, Steinhaus des 13. Jahrhunderts) – Molsheim (ehem. Jesuitenuniversität mit Kirche des Chr. Wamser von 1614–19 nebst alter Ausstattung, Alte Metz) – Straßburg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 29.50 DM.

Diese Fahrt will den Teilnehmern die ganze Schönheit des südlichen Elsaß nahe bringen. Die Fahrt auf der Vogesenhochstraße, der Besuch des Hartmannsweilerkopfes, des Odilienberges und der Hochkönigsburg, nicht zuletzt auch der Citadelle von Mömpelgard schaffen die Voraussetzungen für ein starkes Erlebnis und ein gutes Verständnis der Landschaft der Vogesen, des Oberrheins und der burgundischen Pforte. Dazu kommen die Ein-

drücke, welche die reiche bürgerliche Kultur der städtischen Gemeinwesen Schlettstadt und Kolmar in ihren schönsten Bau- und Kunstdenkmälen vermitteln wird. Ausführlich wird Reichenweier, ein wahres Schatzkästlein der Städtebaukunst des 16.–17. Jahrhunderts gewürdigt werden, das zudem, als einst württembergische Residenzstadt, eine Fülle von besonderen Erinnerungen weckt. Ganz besonders aber werden die Teilnehmer den Aufenthalt im altwürttembergischen Mömpelgard mit Besichtigung der Bauten des H. Schickhardt zu schätzen wissen. Schließlich wird noch Gelegenheit gegeben, die reichen Schätze des Museums Kolmar, darunter den Isenheimer Altar des Matthias Grünewald, anzusehen. Im übrigen geht die Fahrt einen guten Teil entlang der Elsässer Weinstraße, deren Burgen zu den bedeutendsten Denkmälern der staufischen Kultur gehören, ebenso wie die Kirchen in Rosheim und Rufach. Nicht versäumt soll endlich der Besuch der Molsheimer Jesuitenuniversität mit ihrer interessanten Kirche werden.

Wir weisen darauf hin, daß diese Fahrt nicht *Straßburg* gilt. Wer *Straßburg* kennenlernen will, dem empfehlen wir den Anschluß an eine Fahrt unserer Ortsgruppe Leonberg am 8. April (Führung durch das Münster und die Stadt: Dr. A. Schahl). Dieser Anschluß ist insofern gut möglich, als ein Omnibus über Stuttgart geleitet wird (5.30 Uhr ab Karlsplatz, Teilnehmergebühr ab Stuttgart 14.50 DM). Anmeldungen für diese *Straßburg*-Fahrt nur beim Leiter der Ortsgruppe Leonberg: Friedrich Schmücke, Leonberg, Schützenrain.

Alte und neue Siedlungen im Strohgau und Schwarzwald

Führung: Prof. Dr. H. Dölker

Sonntag, 13. Mai, 6.30 Uhr: Stuttgart – Eltingen – Weil der Stadt – Simmozheim – Neuhengstett – Calw – Wimbarg – Calw – Kentheim – Neubulach – Martinsmoos – Gaugenwald – Zwerenberg – Berneck – Ebhausen – Nagold – Oberjettingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 7.— DM.

Unter Leitung von Prof. Dr. H. Dölker, des Vorstandes des Amtes für Denkmalpflege Stuttgart und Leiters der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart, soll auf dieser Fahrt ein lebendiges Bild der besonderen Siedlungsgeschichte des östlichen Schwarzwalds entstehen, wobei anfangs das andersartige Eltingen als Gegensatz gezeigt wird. Die Teilnehmer werden dabei mit so charakteristischen Erscheinungen wie den Waldhufendörfern und den Zwergstädtchen im Anschluß an alte Burgen vertraut gemacht werden; am Beispiel von Neuhengstett wird die Siedlung der Waldenser behandelt. Auch der Besuch des kirchen- und kunstgeschichtlich wichtigen Kentheim ist vorgesehen. So wird diese Fahrt vor allem zu einer aufschlußreichen volkskundlichen Studienfahrt werden, die uns einführt in die Auseinandersetzung zwi-

schen den, in bestimmten gesellschaftlichen Gefügen stehenden, Menschen der Vergangenheit und der gegenwärtigen, in ihrer Art zwingenden Natur des Schwarzwaldes, dessen landschaftliche Schönheiten den Hintergrund der Betrachtungen bilden.

Züricher und Vierwaldstätter See

mit Maria Einsiedeln und Pilatus

*Führung: Landeskonservator W. Genzmer
und Prof. Dr. H. Schwenkel*

1.: 2. und 3. Juni (Abfahrt 6.00 Uhr)

2.: 9. und 10. Juni (Abfahrt 6.00 Uhr)

2. Juni: Stuttgart – Sigmaringen – Konstanz – Zürich (Rundgang durch die Altstadt und Besichtigung des Großmünsters aus dem 12. und 13. sowie 15. Jahrhundert) – Weiterfahrt am Züricher See entlang nach Rapperswil (Besichtigung des Burgenmuseums des Internationalen Burgenforschungsinstituts) – Maria Einsiedeln (898 m, berühmtester Wallfahrtsort der Schweiz mit kunstgeschichtlich bedeutender Stiftskirche, erbaut 1711 bis 1735 nach Ideen des Bruders Kaspar Moosbrugger, stuckiert und ausgemalt 1724–26 von Egid Quirin und Cosmas Damian Asam, sowie Konventsgebäude, teilweise stuckiert von Jos. Ant. Feuchtmayer) – Schwyz (festlichste Pfarrkirche des Rokoko in der Schweiz) – Vierwaldstätter See.

3. Juni: Vierwaldstätter See mit Axenstrasse und Telskapelle – Stans (Pfarrkirche St. Peter, 1641–47) – Alpnachstad mit Auffahrt auf den Pilatus (2070 m) – Luzern (Rundgang mit Besuch der Hofkirche von 1633, der wichtigsten Spätrenaissanceskirche der Schweiz, der Jesuitenkirche von 1666–73 und der beiden alten Brücken) – Zug (Kirche St. Oswald, schmuckvollste spätgotische Kirche der Schweiz neben dem Berner Münster) – Zürich – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 28.— DM (ohne Pilatus-Auffahrt, die etwa 7.— DM kosten wird).

Der Züricher und der Vierwaldstätter See mit dem Pilatus, die Städte Zürich und Luzern, dazu eine Reihe von Kirchen, deren jede ein besonderes Denkmal Schweizer Kirchenbaukunst darstellt: diese Worte bedeuten eine Reihe der stärksten Eindrücke hinsichtlich Natur und Landschaft, Kunst und Kultur der mittleren Schweiz. Prof. Dr. H. Schwenkel wird diese Eindrücke durch das rechte Verständnis des inneren Aufbaus des Gebirges und der anderen, die Bodengestalt formenden, Kräfte vertiefen und einen Abriß der Geologie der Alpen bieten. Landeskonservator W. Genzmer ist der berufene Deuter der künstlerischen Erscheinungen, deren bedeutendste die mächtigste Barockkirche der Schweiz, die Wallfahrtskirche Maria Einsiedeln, darstellt. Die Besichtigung des, in der Burg Rapperswil untergebrachten, Burgenmuseums soll die Fahrt bereichern.

Horb und Sulz

Samstag, 9. Juni, 13.30 Uhr: An diesem Nachmittag sollen zwei Städte, die viele nur vom Zuge aus kennen, aufgesucht und genauer betrachtet werden: die alte Berg- und Burgstadt Horb mit der barock umgebauten gotischen ehem. Kollegiatstiftskirche Hl. Kreuz, der gotischen Liebfrauenkirche, den Resten der alten Stadtbefestigung und manchem alten Haus von geschichtlicher Bedeutung; sodann Sulz, die einstige Salzstadt der Grafen von Sulz, überragt von der Burgruine Geroldseck, die aufgesucht werden wird.

Teilnehmergebühr: 6.60 DM.

Alte Glocken

Führung: Pfarrer Gerhard Gommel

Samstag, 23. Juni, 13.30 Uhr: Stuttgart – Kloster Adelberg – Stadtkirche Lorch – Alfdorf – Kaisersbach – Murrhardt (ehem. Kloster- und Walterichskirche).

Teilnehmergebühr: 5.50 DM.

Wer alte Glocken einmal von der Nähe sehen und auch hören will, der möge mitkommen. Soll doch diese Fahrt ausschließlich den meist übergangenen Denkmälern der Glockengießerkunst vergangener Zeiten gelten, und zwar nicht nur hinsichtlich von Gestalt und Beschriftung, sondern vor allem hinsichtlich des Tons. Dabei wird sich zeigen, daß diese Fahrt nicht nur eine im eigentlichen Sinn glockenkundliche, sondern im weiteren Sinn heimatkundliche und kulturgeschichtliche Unternehmung sein wird.

Mittleres Maintal und Steigerwald

Führung: Oberreg.-Rat Dr. H. Kluge

1. Samstag, 30. Juni und Sonntag, 1. Juli
2. Samstag, 7. Juli und Sonntag, 8. Juli

30. Juni: Stuttgart – Bad Mergentheim – Ochsenfurt (Rathaus 1497/1513 mit Pranger, got. Stadtpfarrkirche des 13./14. Jahrhunderts mit Holzstatue von Tilman Riemenschneider) – Marktbreit (Maintor und Mainkran, spätgotische Pfarrkirche und Rathaus des 16. Jahrhunderts) – Sulzfeld (besonders reizvolles Ortsbild mit alter Ringmauer nebst Wohntürmchen) – Kitzingen (mittelalterliche Befestigungstürme, Rathaus der Renaissance, Pfarrkirchen) – Iphofen (mittelalterliches Stadtbild mit Fachwerkbauten) – Kastell (über dem Ort die Reste der castellischen Stammburg) – Rüdenhausen (Schloß der Fürsten von Castell) – Wiesentheid (Barockschloß der Grafen von Schönborn, Kirche von Balth. Neumann) – Neuses am Sand – Münsterschwarzach (Benediktinerabtei) – Dettelbach (altertümliches, noch von einer Mauer mit 36 Türmen umschlossenes Städtchen mit Rathaus der

Zeit um 1500 und Wallfahrtskirche Maria im Sand) – Vogelsburg – Volkach – Gaibach (Schönbornsches Lustschloß von Dientzenhofer, Pfarrkirche von Balth. Neumann) – Grafenrheinfeld (Barockkirche von J. M. Fischer) – Werneck (Schloß von 1733/44, Meisterwerk Balth. Neumanns) – Schweinfurt.

1. Juli: Schweinfurt (Rundgang) – Haßfurt (zweitürmige Stadtpfarrkirche mit Riemenschneider-Schnitzwerk, Ritterkapelle, gotisches Rathaus) – Gerolzhofen (im fruchtbaren Gerolzhofener Gäu am Westrand des Steigerwaldes) – Nordsteigerwald (450 m) – Ebrach (Zisterzienserabtei mit bedeutender Kirche des 13. Jahrhunderts, Treppenhause von Balth. Neumann) – Schlüsselfeld (noch ummauertes Städtchen im inneren Steigerwald) – Scheinfeld (Schloß Schwarzenberg der Fürsten von Schwarzenberg, Spätrenaissancebau zur Zeit von Elias Holl) – Neustadt a. d. Aisch (gotische Stadtpfarrkirche, barockes Rathaus) – Windsheim (vormalige Reichsstadt) – Rotenburg o. d. T. – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 22.80 DM.

Steigerwald und Main: diese Worte bedeuten ein gesegnetes Land, Berge mit lichten Laubwäldern und die weite, fruchtbare Talaue um den Main mit ihrem Reichtum an Korn, Obst, Wiesen und Wein. Und trotzdem ist diese Landschaft nur der geschmückte Rahmen um ein Bild künstlerisch kultureller Fruchtbarkeit von unerhörter Dichte. Oberregierungsrat Dr. H. Kluge wird diese ganze Fülle natürlicher und geschichtlicher Erscheinungen in einer umfassend landeskundlichen Führung richtig verstehen lehren.

Backnanger Bucht

Führung: Studienrat K. Bruder und Dr. A. Schabl

Samstag, 7. Juli, 13.30 Uhr: Stuttgart – Kleinaspach (Kelter) – Bad Rietenau – Oppenweiler (Kirche und Schloß) – Reichenberg (Burg) – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 12.— DM.

Die Fahrt führt zur Kelter in Kleinaspach, die ein einzigartiges Denkmal des Weinbaus darstellt (erhaltene Kelterbäume), nach Bad Rietenau, nach Oppenweiler, einem Geschichtsdenkmal des Sturmfederschen Geschlechtes, und auf die einst badische Feste Reichenberg. Wie reich unsere Heimat auf engstem Raum an prächtigen Bau- und Kunstwerken ist, wird bei dieser Fahrt besonders deutlich werden.

Münsinger und Zwiefalter Alb

Führung: Landforstmeister R. Lohrmann

Sonntag, 15. Juli, 6.30 Uhr: Stuttgart – Münsingen – Schloß Grafeneck – Lautertal von Marbach bis Butten-

hausen – Hundersingen – Niedergundelfingen (Ruine) – Schülzburg (Ruine) – Althayingen – Indelhausen – Hayingen – Ehestetten – Aichelau – Maßhalderbuch – Odenwaldstetten – Bernloch – Reutlingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 12.— DM.

Wer möchte nicht einmal das viel durchfahrene Lautertal unter der Führung eines Kenners all seiner besonderen landschaftlichen und natürlichen Erscheinungen kennenlernen, kennenlernen auch, indem hier und dort ein Stück zu Fuß von der Straße ab gegangen wird? Landforstmeister Lohrmann wird dabei besonders auf die gesamte Landschaftsgeschichte der mittleren Alb, auch insofern diese durch den Menschen bestimmt worden ist, eingehen, wobei so brennende Fragen wie die der Schafweiden und der Lauterkorrektur erörtert werden sollen.

Oberes Gäu

Führung: Gottlob Ernst

Sonntag, 2. September, 7.00 Uhr: Stuttgart – Aidlingen – Deufringen – Gechingen – Deckenpfronn – Gültlingen – Sulz a. d. Eck – Oberjettingen mit Kühlenberg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 5.50 DM.

Diese Fahrt führt in eine Landschaft von hohem und eigenartigem Reiz, das Heckengäu, ein Karstgebiet mit vielen verborgenen Schönheiten, Schafweiden, Steppenheide – dabei meist mit prächtiger Aussicht auf die Alb –, den Schönbuch und den Schwarzwald. Neben der Landschaftsgeschichte soll in erster Linie die Vor- und Frühgeschichte zum Worte kommen: Vorgeschichtliche Siedlungen und Römersiedlungen am Einfluß der Aid in die Würm, das Pfarrhaus in Deufringen, eine ehemalige Burg der Freiherrn von Gültlingen, Grabhügel an der Dreimarkungsgrenze Dachtel/Deufringen/Gechingen, die mittelalterliche Burg an der Riedhalde bei Gechingen. In Deckenpfronn wird man neu aufgedeckten Siedlungsspuren aus allen Siedlungsabschnitten seit der Bandkeramik nachgehen, eine freigelegte Kirchenburg besichtigen und den Wiederaufbau würdigen. Nachmittags wird Gültlingen als altemannischer Hauptort besucht, ferner die Michaelskirche und der Tierstein in und bei Sulz o. d. E., der Kühlenberg als höchster Punkt des oberen Gäus, eine dabei befindliche keltische Viereckschanze und anderes mehr.

Hohenzollern

*Führung: Willy Baur und Landeskonservator
W. Genzmer*

Sonntag, 15. September, 7.00 Uhr: Stuttgart – Belsen (romanische Kapelle des 12. Jahrhunderts mit eigenartigen Plastiken an der Westfassade) – Killertal – Tail-

lingen – Burgfelden (romanische Kirche der 1. Hälfte 12. Jahrhunderts mit den berühmten, kunstgeschichtlich bedeutenden, jüngst instandgesetzten Fresken) – Spaziergang zur Schalksburg – Owingen (Weilerkirche der 2. Hälfte 12. Jahrhunderts mit wertvollen gotischen Holzbildwerken) – Gruol (Friedhofskirche des 14. Jahrhunderts mit hübschen Barockaltären) – Bernstein (Bruderaus des Augustinerinnenklosters Kirchberg, erbaut 1729) – Kirchberg (ehem. Augustinerinnenkloster mit reich ausgestatteter Kirche von 1688, Klostergebäude von 1733 und Resten des gotischen Kreuzgangs nebst malemischem Nonnenfriedhof) – Haigerloch (Besichtigung der erneuerten Kirche St. Anna und der Schloßkirche sowie der Rekonstruktion des Leonardoschen Abendmahls von Friedrich Schütz, Walter Kröll und Gerhard Halbritter) – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 9.50 DM.

Diese Kunstwanderung durch das nördliche Hohenzollern will vor allem zu so schwer erreichbaren Wallfahrtsorten der Kunstfreunde wie Belsen, Burgfelden, Owingen, Gruol, Kirchberg und Haigerloch führen. Die starken landschaftlichen Eindrücke der Hechinger Alb mit der Schalksburg werden den Rahmen dieser kunstgeschichtlichen Entdeckungsreise abgeben, bei der auch verschiedene Instandsetzungsarbeiten der letzten Zeit gewürdigt und das viel besprochene Abendmahl in Haigerloch gezeigt werden soll.

Untersee

Führung: Dr. A. Schabl

Samstag, 29. und Sonntag, 30. September
(Abfahrt 6.00 Uhr)

29. September: Stuttgart – Stockach – Haldenhof über dem Überlinger See (Aussichtspunkt) – Hohenbodman (burgengeschichtlich wichtige, gewaltige Ruine) – Frauenberg (Kapelle mit interessanter Ausstattung und Puppenmuseum) – Möggingen (großartiges Beispiel einer Wasserburg der Zeit um 1300, Vogelschutzwarte) – Naturschutzgebiet Mindelsee – Langenrain (liebliche Dorfkirche bei Schloß) – Dingelsdorf am Überlinger See (Bauernhäuser und nahe gelegene Deutschordenskapelle mit bedeutender Ausstattung) – Wollmatingen (gotische Pfarrkirche mit Fresken und alten Holzbildwerken, sowie Tafelgemälden) – Reichenau (Übernachtung).

30. September: Reichenau – Weiterfahrt längs des Untersees nach Radolfszell (Rundgang) – Mettnau mit Schefelmuseum – Schienen (frühmittelalterliche Basilika) – Ohningen – Burg Hohenklingen über Stein a. Rhein (prächtige Hochadelsburg mit schöner Aussicht) – Stein a. Rhein (Mittagspause) – Weiterfahrt längs des Schweizer Ufers – Steckborn (Turmberg) – Schloß Arenenberg (Napoleonmuseum) – Gottlieben (Kastell und Fachwerkhäuser) – Konstanz (Abendrast) – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 22.— DM.

Viele kennen den Bodensee. Wem aber ist der Bodanrücken mit dem verschwiegenen Mindelsee, die Mettnau, die Höri, der Schienerberg und das Schweizer Thurgauufer bekannt und vertraut? Alle Freunde von Entdeckungen verborgener Schönheiten in Natur und Landschaft werden deshalb besonders zu dieser Fahrt aufgerufen. Manche Überraschung wird auch der Besuch abseits gelegener Kapellen und Kirchen, der Burgruine Hohenbodman, der versteckten Wasserburg Möggingen und der Höhenfeste Hohenklingen bringen. Kunst und Kultur am Untersee – und damit an dem geschichtlich bedeutendsten Teil des Bodensees – sollen dabei, einschließlich der Dichtung der Gegenwart, zur Geltung und Würdigung kommen. Da auf der Reichenau übernachtet und in Konstanz eine Abendrast gehalten werden soll, hat jeder Teilnehmer die persönliche Möglichkeit einer weiteren Bereicherung der Fahrt.

Alte Dorfbilder

Samstag, 13. Oktober, 13.30 Uhr: Stuttgart – Iptingen (mit Wehrkirche) – Serres und Pinache (Waldenserdörfer) – Lienzingen (mit Wehrkirche und Feldkirche) – Schützlingen – Illingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 5.— DM.

Diese Herbstfahrt soll den Blick dafür schärfen, inwiefern die Dorfbilder des Altsiedlungsgebietes heute noch Denkmale der Dorfgeschichte sind.

Fahrt in's Blaue

Sonntag, 21. Oktober, 12.30 Uhr: Diese Fahrt (Gesamtfahrstrecke rund 120 km) ist für die Teilnehmer an den Fahrten des Jahres 1956 bestimmt; sie schließt mit einem geselligen Zusammensein, wobei, an Hand von Lichtbildern, eine Rückschau auf diese Fahrten stattfinden wird (Vorführung entsprechender Aufnahmen durch die Mitglieder). Die Teilnahme an dieser Fahrt ist unentgeltlich.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1955/56

Wir verweisen auf die entsprechende Bekanntmachung in Heft 6/1955, S. 239.

Geburtstagsfeier für Prof. Dr. Schwenkel

Freitag, 2. März, 19.30, Staatsbauschule.

Wir laden hiermit unsere Mitglieder zu einer Feierstunde ein, die wir anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. H. Schwenkel, zusammen mit dem Schwäbischen Albverein und der Württ. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Ludwigsburg, durchführen. Es spricht u. a. Dozent Dr. K. Buchwald und es wirkt mit der Männerchor des Schwäbischen Albvereins, Ortsgruppe Stuttgart.

Die Waldenser

im heutigen Baden-Württemberg

– das Geschick ihres Volkstums, insonderheit ihrer Sprache –

Vortrag von Dr. Fr. E. Vogt

mit Lichtbildern und Tonbandaufnahmen

Mittwoch, 7. März, 19.30, in der Aula der Staatsbauschule Stuttgart, Kanzleistr. 29.

Geselliges Zusammensein

mit verschiedenen Darbietungen

1. „Vom rechten Photographieren“, Kurzvortrag.
2. Prämiierung der schönsten Aufnahmen unserer Mitglieder (Preisgericht: die Anwesenden).
3. „Die Reise ins 14. Jahrhundert“, Erzählung.
4. Preisbilderraten. Als Preise sind Freifahrten und Bücher ausgesetzt.

Montag, 9. April, im Saalbau Rosenau, 19.30 Uhr. Wir bitten zu beachten, daß dieser Abend vom 4. auf 9. April verlegt wurde. Platzbestellungen werden in der Reihenfolge der Anmeldung vorgenommen.